

DAS FÜNFTE BUCH BO

Der Autor ist Mitarbeiter der Migros Bern. Seine Kurzgeschichten erscheinen regelmässig in der «Aemme-Zytig» Burgdorf und in der «Grauholz-Post» Schönbühl. «Henu-sode» ist ein Feriengeschenk dieser beiden Zeitungen und der Migros Bern.

«Henusode»[©]

**20 neue Geschichten und 15 Realsatiren
aus früheren, inzwischen vergriffenen
Publikationen.**

«Henusode»[®] ist allen Zeitgenossen gewidmet, die gerne lachen. Auch, und insbesondere, über sich selber. Ist nämlich gar nicht so einfach.

«Henusode»[®] ist eine Zusammenarbeit von

Rita Brodmann, «Aemme-Zytig»

Hans-Jürg Kleine, «Grauholz-Post»

Beat Sigel, Büren zum Hof (Karikaturen)

Thomas Bornhauser, Wohlen (Texte)

Copyright beim Autor.

Auflage: 12 000 Exemplare.

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier bei
der Druckerei Brodmann, Burgdorf.

Vorolympisches aus Atlanta

“ Auch in Amerika gibt es bedeutende Detailhandelsketten. Eine davon heisst Publix, ist in Florida, South Carolina und Georgia mit über 500 Supermärkten vertreten und hat unglaublich viele Parallelen zur Migros, angefangen von der Mitarbeiterpartizipation bis hin zur dezentralen Logistik in acht Betriebszentralen. Der PR-Chef von Publix und ich machen ein Austauschprogramm: Wir beide besuchen während zwei Wochen den anderen, schnappen «an Ort» selber Eindrücke und Ideen auf und hinterlassen dem jeweiligen Gastgeber eine kritische Analyse seiner Arbeit, mit vielen offenen Fragen. Profitieren werden beide. Ich hatte das Glück, den Anfang machen zu können. Ende April. Mit Geschäftlichem will ich Sie aber heute nicht langweilen. ”

«Don't leave home without it» rät uns die Werbung. Niemals soll man ohne seine American-Express-Kreditkarte das Haus verlassen. Aber genau das ist mir passiert. Bereits auf der Autobahn (in Höhe Ausfahrt Neufeld) Richtung Zürich fahrend, muss Aude, meine Fahrerin – sie fliegt heute, als Swissair Flight attendant, praktisch gleichzeitig ab Zürich nach Dehli und hat mich mitgenommen – rechtsumkehrt machen (nicht auf der Autobahn). Retour nach Wohlen. Die Familie staunt. «Bisch scho wider zrück us Amerika?» will Patrick (6) wissen. Nein, aber froh, wenn ich den Flieger jetzt noch rechtzeitig erwische.

Danke für Ihr Mitfiebern, liebe Leserin, lieber Leser. Ich darf Sie beruhigen: Es hat beiden gereicht, rechtzeitig: Aude für das Crew-Briefing, mir für das Check-In. In der Wartehalle ist zu bemerken, dass noch ganz andere auch so ihre Nöte mit der Reiserei haben. Ein Japaner lässt nämlich gut hörbar sein flüssiges Duty-Free schletzen und auf den Boden tätschen. Der Nase nach müssen es ein oder zwei Flaschen Cognac gewesen sein. Sayonara, Remy Martin.

Weil ein Grundehrlicher, deklariere ich auf dem Zollformular für die Einreise in die USA alle Geschenke für meine Gastgeber – Uhren, Eaux-de-Toilette und Schoggi. Wert: 500 Dollars. Nach Entgegennahme des Gepäcks und dem Passieren eines ersten Kontrollpunkts (misstrauischer Drogenhund), bittet mich der Zöllner zur Kasse. Er will 40 Dollars: «Wir akzeptieren als Zahlungsmittel hier fast alles, sogar Traveller Checks, aber keine American-Express-Kreditkarten.» Don't leave home without it. Funny. Übrigens: Das kann ja heiter werden, in Atlanta, am Airport, wenn in wenigen Wochen die olympischen Aktiven und Passiven einfliegen. Denn: Nach Entgegennahme des Gepäcks und Passieren des Zolls muss man das ganze Baggage – halten Sie sich fest! – wieder einchecken, um es dann, nach zehnminütiger Bahnfahrt, endgültig in Empfang nehmen zu können (Münz für Wägeli parat halten!). Schon jetzt, vorolympisch, ist das Stress / Chaos pur.

Mit dem PC hier in Atlanta, das ist so eine Sache. Besser gesagt, mit dem dreipoligen Stecker aus Helvetien. Erstens

einmal hat mein Schweizer Adapter (sprich: Reise-Zwischenstecker) auf einer Seite bloss zwei Löcher für die drei vorhandenen Pole, andererseits der amerikanische Abschluss auf der anderen Seite nur zwei Pole für die drei in der Dose vorhandenen Löcher (können Sie noch folgen?). Wer die Wahl hat, der hat die Qual: Lasse ich den PC PC sein und greife während zwei Wochen auf den Kugelschreiber zurück? Setze ich die fünf Stunden Batteriereserve optimal ein? Lasse ich via UPS, FedEx oder DHL einen Spezialstecker einfliegen? Oder kaufe ich hier den entsprechenden Zwischenstecker? Auflösung des Rätsels: Man kauft sich ein neues Kabel für den Transformer, weil es in ganz Atlanta keinen entsprechenden Zwischenstecker gibt. In den grossen Hotels nicht, in den Elektrofachgeschäften nicht, in den Giftshops nicht, in den riesigen Fachmärkten nicht

(Zeitaufwand für diese Feststellung: Sieben Stunden zu Fuss, 100 Kilometer im Auto). Eidgenossen, don't leave home without it.

Vor der Arbeit mit den Publix-Leuten hatte ich nur ein Ziel (abgesehen von der unvorhergesehenen Steckersuche): Das Olympiastadion. Ich wollte eine Runde auf der Bahn 4 laufen, schauen, ob der Kunststoffbelag meinen gewaltigen Fliehkräften in den Kurven standhält, oder wie ein lausig verlegter Teppich verrutscht. Nur: Das ist gar nicht so einfach, das mit dem Olympiastadion. Weil Atlanta derart viele Sportstätten hat, wissen viele Leute nicht, wo das Ding liegt (viele interessieren sich auch nicht dafür – umso mehr aber für das erwartete, gigantische Verkehrschaos, das während der Games über sie und Atlanta hereinbrechen wird). Nach langem Durchfragen – man

ist ja nicht bloss ein Grundehrlicher, sondern auch ein Hartnäckiger – finde ich das ovale Ding. Prächtigtig sieht es von aussen aus, wunderschön. Zu dumm: Es ist hermetisch abgeriegelt, niemand darf rein. Mit vielen Tricks und Unwahrheiten (sagte da jemand «grundehrlich»?) bei den Freunden und Helfern gelingt es mir dennoch, die Arena zu betreten. What a feeling! Nur ein kleines Detail, wie sich nachträglich herausstellt, vermag meine grenzenlose Freude zu trüben. Es war das falsche Stadion.



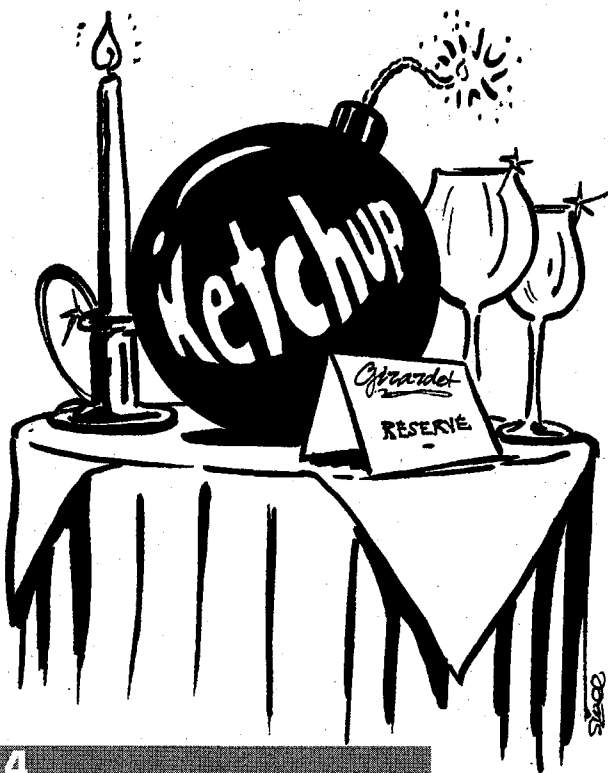
«Maître Girardet, j'ose vous demander le ketchup?»

“ Es gibt Dinge, die machen die meisten Menschen nur einmal in ihrem Leben. Heiraten, zum Beispiel. Quizfrage: Waren Sie schon beim vielleicht besten Koch der Welt zu Gast, bei Fredy Girardet? Sehen Sie, ich auch nicht. Das heisst... bis vor kurzem nicht. Aus Anlass ihres 75. Geburistagen nämlich meine Eltern, die selber auch noch nie bei Maître Girardet zu Tische sassen, Monika und mich zum Zmittag nach Crissier ein. ”

Allein schon das Reservationsprozedere bei Fredy Girardet ist ein Événement. Wohl auf Grund des Umstandes, dass dem Maître de Cabine der Name «Bornhauser» spanisch vorkommt, wird der Tisch nicht spontan bestätigt. Man konsultiert das (vermutlich) güldene Reservationsbuch und zeigt sich unentschlossen, ob es für den unbekanntenen Bewerber noch Platz hat oder nicht. Erst ein immer wieder erfolgversprechender Trick – nein, eben genau nicht das, was Sie jetzt denken! – hilft zum Durchbruch.

Mit einer Auflage: Drei Tage vor dem abgemachten Termin haben wir anzurufen und mitzuteilen, dass wir auch tatsächlich zu kommen gedenken. Was wir dann auch artig tun.

Monika und ich (comme il faut, dem Anlass entsprechend, angezogen – Borni für einmal sogar in der am Vortag unter Mit Hilfe von Kollegin Claudia Boess käuflich erworbenen Schale) holen meine Eltern am Bahnhof Bern ab. Auf dem Weg ins Welschland bitten wir den alt Diplomaten um Tips, wie wir uns bei Herrn Girardet



(nicht) benehmen sollen. Mon Dieu, wenn Vati wüsste, was für ein Attentat ich auf den Gourmet-Tempel noch vorhabe. Mit zwanzig Minuten Vorsprung auf die Marschtabelle treffen wir in Crisier Village ein. Ob wir jetzt schon rein dürfen? Oder ist es adäquater, noch 19 Minuten rumzuspazieren, um dann, synchron mit dem Zeigersprung, punkt 12:00 Uhr schüch und devot einzutreten? Wir entscheiden uns für die erste der beiden Varianten.

Wer das ehemalige Rathaus mit der diskreten Aufschrift «Girardet» betritt, der kommt in eine andere Welt. Überall stehen hilfreiche Angestellte – samt und sonders männlich – herum, die dem Gast helfen wollen. Zum Apéro bittet man uns «au premier étage», an wunderschönen Gemälden des heute 83jährigen Walter Maflì vorbei. In gediegenen Lederfauteuils wird ein erstes Mal serviert. Und wer hier oben mit der Aussenwelt Kontakt aufnehmen möchte, dem steht kein PTT- oder Ascom-08:15-Telefon, sondern ein Designermodell von Bang&Olufsen zur Verfügung. Noblesse oblige.

Zu Tische sitzt man dann in einer Ambiente, die ihresgleichen sucht. Die Speisekarten sind ebenso schlicht wie gediegen, die Preise bekommen aber nur wir Männer zu Gesicht. Auch der Vermerk, dass bei Herrn Girardet keine Kreditkarten akzeptiert werden, steht nur auf den Männerkarten. Wo äch der nächste Bancomat steht? Dem Rahmen angepasst das Geschirr: «Réalisé pour Fredy Girardet» steht auf dem Boden zu lesen. Nid us Langethu. Aus Limoges. Die vielen Gänge sind ein Gedicht, nicht bloss für den Gaumen, auch für die Augen und die Ohren (weil während des Essens der «Lärmpegel» durch Teppiche und Wände perfekt schallgeschluckt wird). Und wenn man bei einem der vielen Kellner um

etwas nachfragt, dann gibt es nicht bloss ein wortloses Kopfnicken, sondern ein freundliches «Avec plaisir». Merke: Freundlichkeit kostet selbst bei Girardet nichts.

Und nun zum versprochenen Attentat: Als Realsatiriker ist man ja irgendwie seinem (un)guten Ruf verpflichtet, selbst – oder gerade! – in Etablissements wie demjenigen von Fredy Girardet. «Pardon,» bekommt deshalb der Maître de Service beim Hauptgang zu hören, «ist es möglich, zum Perlhuhn etwas Ketchup zu haben?» – «Non Monsieur, malheureusement pas!» lautet die Retourkutsche unmissverständlich. «Das kennen wir hier nicht. Und übrigens, ich würde es nie wagen, Herrn Girardet überhaupt zu fragen, ob wir so etwas im Hause haben» präzisiert der Oberkellner. Henusode.

Exklusiv sind bei Girardets auch die Gäste. Einer, Typ zerstreuter Professor im Rollchfragepulli, mit langen Haaren und Hornbrille, sitzt für sich allein in einer Ecke, liest meistens in einem Büchlein und leert, so nebenbei zum Essen, solo eine Flasche Weiss- und eine Flasche Rotwein. Ich nehme an, der Mann sei zum Schluss nicht selber weggefahren. Ob allerdings ausgerechnet jener Chauffeur, der vor dem Restaurant und neben einem überüberüberüberlangen schneeweissen Cadillac mit dem Kennzeichen FR 55 steht, auf unseren zerstreuten Professor wartet, das hingegen wage ich zu bezweifeln.

«Wie chunnt dä dört ufe?»

“Es gibt Zeiten, da würde ich eine eidesstattliche Erklärung unterschreiben, «das» sei endgültig meine letzte Kurzgeschichte (gewesen), weil ich sonst das ungute Gefühl hätte, mich zu wiederholen und Sie zu langweilen. Ein entsetzlicher Gedanke. Das Leben verhindert mein Vorhaben mit schöner Regelmässigkeit...”

«Wo hast du unseren Reserve-Hausschlüssel?» will Monika wissen, telefonisch. «Den habe ich doch nicht!» bekommt sie per Ohrmuschel zu hören. «Hast du doch.» – «Habe ich nicht.» – «Mein Vater sagt, er hätte ihn gestern nach dem Hüten steckenlassen. Also musst du ihn haben. Hier ist er nämlich nicht.» Derart konkret vorgetragene Anschuldigungen bringen mich leicht ins Schwitzen. Wie war das gestern genau? Nach dem Vita Parcours habe ich den Roller in die Einstellhalle gefahren und dabei ausschliesslich meinen eigenen Hausschlüssel verwendet. «Patrick hat sein Velo versorgt. Vermutlich hat er den Ersatzschlüssel gebraucht. Frag' ihn doch mal.» Obwohl der Sechsjährige mitbekommt, dass seine Mutter verzweifelt auf Schlüsselsuche ist, schweigt er sich bislang zum Thema aus. Mit gutem Grund. Das Kerlchen hat den Schlüssel, wie sich jetzt plötzlich herausstellt, gestern abend wirklich als Letzter benützt. «Gang ne go suechel!» bescheidet ihm Monika. Sie wird mich wieder anrufen, sobald Junior fündig geworden ist.

Bereits vier Minuten später ist es soweit: «Du wirst nie erraten, wo der Schlüssel ist.» – «Nun denn, verrate es mir bitte.» – «Zuoberst auf der grossen Tanne.» – «Was, zuoberst auf der grossen Tanne? Spinnsch? Wie chunnt dä dört ufe?» Es stellt sich heraus, dass Patrick gestern abend den «Hüeti-Schlüssel» tatsächlich zum Öffnen des Einstellhallentores genommen und ihn danach, samt Anhängeschnur, im haushohen Bogen direkt in Richtung grosse Tanne geschleudert, uns allen das aber tunlichst verschwiegen und dafür klammheimlich Papas Schlüsselbund in das Türschloss gesteckt hat, so dass niemandem etwas aufgefallen ist. Nun müssen Sie, liebe Leserin, geneigter Leser, noch etwas wissen: Bei uns in der Siedlung gibt es viele, viele Bäume, aber nur eine einzige ungefähr zehn Meter hohe Tanne. Von ihr soll hier die Rede sein.

Der Anblick ist, wie ich nach Hause komme, überwältigend: Wie ein einsamer, vergessener Christbaumschmuck hängt unser Hausschlüssel am zweitobersten Ast und funkelt, ungefähr acht Meter ab Boden, in der abendlichen Sonne. Wunderbar. Eine klare Strategie ist gefragt. Raufklettern ist ausgeschlossen, die Äste sind viel zu dünn. Ein Fussball muss her. Nach drei missglückten Versuchen, bei denen der Ball zum Schluss immer in Mayers Blumenbeet landet, gebe ich diese Variante auf. Mittlerweile haben sich sieben, acht neugierige Kinder um mich versammelt. «Wäre ich du, ich würde es einmal mit einer Leiter und einem langen Stecken versuchen,» meint Marino Bieri (10). Gute Idee. Ich hole unsere grosse Leiter (Stehplatt-

form ungefähr 170 ab Boden). Fehlt bloss noch ein Stecken. Auf, zum Bauernhof der Familie Remund. Elisabeth Remund gibt mir eine Holzstange mit auf den Weg, die sogar für Stabhochspringer Sergei Bubka passend wäre, hätte er nicht bereits eine Ausgabe aus Kunststoff.

Patrick und Marino stabilisieren die Leiter, derweil Vater Bornhauser, auf der Plattform stehend, den Schlüssel runterzuschlagen versucht. Keine Chance. Mit knapper Not erwische ich den verfluchten Zweig, nicht aber den Schlüssel. Inzwischen haben sich die ersten schaulustigen Erwachsenen eingefunden. «Was macht dr Bornhuser dort?» – «Är probiert, dr Huusschlüssel abe z'schla...» – «Dr Huusschlüssel? Wie chunnt dä dort ufe?» Ich bin pflotschnass, denn nebst dem Versuch, das neckisch dahängende Wurfgeschoss runter zu schlagen, muss ich aufpassen, nicht selber abzustürzen.



Plötzlich schreit Patricks Schwester Claudia (9): «Paapaaa! Teeleefon! Dr Herr Carrara wött di öppis frage!» – «Säg em Herr Carrara, är chönn mi...» (was sie dann offensichtlich auch tut). Als ich nach zwei Minuten auch diese Form der Schlüsselbeschaffung aufgabe und von der Leiter runtersteige, da mahnt Töchterli, dass Herr Carrara von der Ford-Garage Willy noch immer am Telefon wartet und von mir bloss wissen will, ob unser tags zuvor gekaufter Wagen noch immer funktioniert. Sorry, Herr Carrara (auch auf diesem Weg)!

Nachbar Fritz Kupferschmid, Mitglied der Feuerwehr Wohlen, wird um Rat gefragt. «Das sind schätzungsweise neun Meter. Wir haben übermorgen eine Übung. Wenn du solange warten willst, holen wir dir den Schlüssel runter.» Michel Lottaz bietet seine «lange Leiter» an, die sich im Einsatz ebenfalls als viel zu kurz erweist. Die halbe Beunde-Siedlung hat sich zum kostenlosen Live-Cabaret eingefunden. Anita Hüsler schlägt vor, der remundschen Stabhochsprungstange eine Verlängerung zu verpassen. Aber auch ihr Aufsatz ist zu kurz. Jeannette Scheidegger, die ich ohnehin immer mit Doris Boss verwechsle, erinnert sich an ein passendes Objekt in ihrem Haushalt. Wir holen und binden es mit Draht an die Holzstange. Langsam nähere ich mich, Sergei Bubka beim Anlauf zu einem weiteren Weltrekordversuch gleich, der grossen Tanne. Die Länge stimmt. Und siehe da! Bereits beim ersten Versuch gelingt es mir, einzuschlaufen und den Schlüssel aus seiner misslichen Lage zu befreien. Vom Publikum gibt es stehende Ovationen, ehrlich. Die Kinder skandieren voller Begeisterung «Zugabe! Zugabe!» Süsch no öppis?

Hesch e Frust? Denn muesch uf Rust!

“ Als grösster Walt-Disney-Fan westlich des Urals hat man so seine Probleme: Zu Hause bevorzugen unsere Kinder die TV-Sendungen von Wilma und Fred Feuerstein oder Tom & Jerry, bei meiner Arbeitgeberin lächeln Astérix und Obélix von den Migros-Schoggipackungen und als Tagesausflugsziel schlägt meine Frau zu allem Übel nicht das Eurodisney, sondern den Europa-Park in Rust vor. Schöne Bescheidung. ”

Zugegeben, einen Vorteil hat die zwei-stündige Reise ab Bern mit dem Auto ennet die Schweizergrenze schon: «Drüben» darf man bekanntlicherweise ungestraft 130 fahren, wenn Sie wissen, was ich meine... Macht zur Abwechslung auch mal Spass, gebe ich hier offen zu. Als wir auf dem Parkplatz in Rust ankommen, da glauben wir uns an der falschen Veranstaltung, beim Eidgenössischen Schwinger- und Älplerfest nämlich. Die Autos kommen reihenweise aus BE, BE, BE, ZH, GL, GR, BE, BE, GE, TG, SO, BE, AG, SG, BE, BE undsoweiterundsoford. Mindestens zwei von drei Fahrzeugen sind, zumindest an diesem Tag während der Herbstferien, in Helvetien registriert. Wie war das doch gleich, das mit der Überfremdung?

Schönes Wetter haben sie am Vorabend für heute angesagt, die Walchs und Buchelis und Rublis, für das Schweizer Mittelland. Und weil auch auf dem Mee-teo-Satellitenbild über Süddeutschland kein Wölkli auszumachen ist, werden am

Morgen um sieben (wenn die Welt bekanntlich noch in Ordnung ist) väterlicherseits kurze Hosen und ein T-Shirt montiert. Meine Frau hingegen, weit-sichtig wie (fast) immer, nimmt noch lange Jeans für sich mit, zur Sicherheit. Noch im Wagen zieht sie sich dann um – denn in Rust, da findet kühles Wetter statt. Vater Bornhauser ist, darf man zuverlässigen Quellen glauben, heute der einzige der vielen tausend Besucherinnen und Besucher der, im wahrsten Sinne des Wortes, mit abgesägten Hosen rumläuft. Henusode.

Grossvater – Rufname seit jeher «Golla» – ist auch mitgekommen. Und siehe da, der Siebzigjährige ist für alles zu haben, sogar für die Fahrt mit der Wildwasserbahn, auf der man «garantiert nicht nass wird» (Originalzitat meiner Schwägerin). Wie wir dann aussteigen, da sieht Golla aus, als wäre ein Kübel Wasser über ihm ausgeleert worden. Der alte Mann weiss Rat: In den Toiletten sind keine Handtücher, sondern Warmluftföhne zu finden. Kurzentschlossen baut sich Golla vor einer dieser Maschinen auf, öffnet seinen Hosenbund und lässt ganz cool die warme Luft zum Trocknen hineinblasen. Entre nous: Wird vermutlich ja noch ganz erotisch sein, das Ganze, aber der doch eher ungewöhnliche Vorgang könnte bei unbeteiligten Zuschauern zu ganz falschen Schlüssen führen. Eh ja, Sie wissen ja, wie die Leute sind...

Apropos Bahnen. Söttigi hat es im Europa-Park viele – in fast jeder Version. Und weil die verschiedenen Sektoren im Vergnügungspark nach Ländern thematisiert sind, fehlt zur Zeit eigentlich bloss

noch der Indien-Komplex, wo abends dann abends, während einer Folkloreshow, jene Besucherinnen und Besucher nach indischem Brauch verbrannt und eingäschert werden, die die Bahnenabenteuer nicht überlebt haben. Aber was nicht ist, kann ja noch werden (Gratistip an die Europa-Park-Verantwortlichen). Spass beiseite: Was auffällt, das sind die fröhlichen, die sorgenlosen Gesichter der Besucherinnen und Besucher im Europa-Park. Irrtum vorbehalten haben wir – grosses Ehrenwort! – sogar einen lachenden Max Friedli gesichtet, der hierzulande in Sachen SVP und EVED bekanntlich herzlich wenig zu schmunzeln hat.

Was weiters auffällt, das ist, dass sich vereinzelt sogar Deutsche in den Park verirrt haben. Und dass sich die Schweizer offenbar am liebsten im Schweizer-, die Norweger am liebsten im Skandinavien- und die Franzosen am liebsten im gleichnamigen Pavillon aufhalten. Dihei isch es äbe doch em schönschte!

Unser Disney-Fan kapituliert neidlos: Was für 32 Mark Eintrittsgeld (für Erwachsene) im perfekt hergerichteten und unterhaltenen Europa-Park geboten wird, lässt alles Vergleichbare weit, weit hinter sich (sorry, Walt!): Alle Attraktionen sind gratis, ebenso die vielen Shows. Und die Nebenpreise in den zahllosen Restaurants – na, daran könnten sich die Eurodisney-Restaurateure (sorry, Walt!) und unsere Touristenbeizen ein Beispiel

TIROLER WILDWASSERBAHN



Golla kurz vor dem Eintauchen.

nehmen, echt. Wir waren zum ersten, sicher aber nicht das letzte Mal in Rust (sorry again, Walt!). Und wenn ich daran denke, wieviel Geld uns die Schweizer Skiorte demnächst wieder für eine Tageskarte abzocken werden, dann ist es geradezu jammerschade, dass der Europa-Park nur von April bis Oktober geöffnet ist...

ABBA

“ Die A- und B- oder B- und A-Post, hier Einfachheit halber ABBA abgekürzt, entwickelt sich je länger, je mehr zum Ärgernis für die Kunden. Die Wortgewaltigen der PTT sprechen nach wie vor unbeeindruckt von einem durchschlagenden Erfolg, obwohl der Monopolbetrieb je länger, desto weniger die von ihm selber versprochenen Leistungen zu leisten imstande ist. Trotzdem kassieren die PTT Millionen für nicht erbrachte Dienstleistungen. Ist das nicht, im weitesten Sinn, Betrug? ”

Was tut eine Konsumentin, wenn sie mit dem Angebot in der Migros unzufrieden ist? Exakt, sie wechselt zu Coop (Beispiel auch umgekehrt denkbar). Und was tut ein Kind, wenn es Mickey Mouse nicht mag? Klar, es wechselt zu den Schlümpfen über (Beispiel auch umgekehrt denkbar). Was aber tun neun von zehn Schweizerinnen und Schweizern, wenn sie mit dem ABBA-System der PTT unzufrieden sind, was? Sie lassen sich übers Ohr hauen.

Meine ganz persönlichen Erfahrungen mit dem ABBA-System lassen sich durchaus mit einem Verzeichnis der echten ABBA-Hits vergleichen. Wobei man problemlos auch zu Elton John (Sad Song), den Beatles (The Fool on the Hill) oder den Carpenters (Please Mr. Postman) ein Liedchen trällern könnte.

Zeitgleich werden da beispielsweise zwei Postkarten in zwei verschiedene Briefkä-

sten zweier verschiedener Ortschaften geworfen. Mich interessiert halt, inwieweit die Distanz für die Auslieferung der B-Post eine Rolle spielt. Es ist Donnerstag mittag. Beide Karten kommen gleichzeitig an, am darauffolgenden Montag um 10.00 Uhr, 94 Stunden später also. Die eine Karte legte Luftlinie gemessen glatte 50 Meter zurück, die andere kommt aus New York. Dabei ist die Marke aus Amerika erst noch billiger. Mamma mia.

Es sei, so versichern die nimmermüden PTT-Koryphäen immer wieder, wirklich nicht ihre Absicht, mit dem ABBA-System die Kunden zu verärgern, und ich solle das doch endlich zur Kenntnis nehmen, zu begreifen versuchen und, vor allem, die Klappe halten. Vielmehr gehe es darum, die Personal- und Kostensituation bei den PTT zu entspannen. Dies sei gelungen. Ersteres aber auch. Money, money, money.

«Wir haben entschieden, da können Presse und Öffentlichkeit noch lange opponieren», lässt mich nicht nur ein einzelner hoher PTT-Mann hochnäsiger wissen. King-Kong-Song.

Ein verwöhntes Volk seien wir halt, und überhaupt, im Ausland klappe die Postzustellung weit weniger gut. Derartige Sprüche erinnern mich an die Schulzeit: Immer wenn ich nach einer Probe in Algebra, Chemie, Physik oder Geometrie (Liste der Fächer schier beliebig ergänzbar) mit einer glatten 2 bestückt nach Hause kam, lautete die faule Ausrede alleweil gleich: Einer(r) hatte mit Bestimmtheit eine 1 (e Nagu) geschrie-

ben, war also noch lausiger als ich. SOS.

Mindestens sechs meiner als bevorzugt weiterzuleitenden A-Briefe erreichen ihre Empfänger nicht rechtzeitig. Für diese nicht erbrachte Dienstleistung schreibe ich der GD PTT seinerzeit aus purem Gwunder eine Rechnung über 6 x 30 Rappen, macht total Fr. 1.80. Das Ding wird umgehend beglichen. Daraufhin wird die Sache durch Hannes Heldstab vom BLICK im grösseren Rahmen publik und der PTT-Offizielle, der danach anruft, sauer. Waterloo.

Grässlich, diese nörgelnden Schreiberlinge, finden Sie nicht auch (Sie da, in 3030 Bern)? Hier einige versöhnliche Tips, wie die arbeitsintensive Briefflut auf ein für die PTT zumutbares Ausmass reduziert werden könnte. Take a Chance on Me:

- Minderjährigen und AHV-Bezügerinnen wird das Briefeschreiben untersagt. Ausländische Arbeitnehmer und Asylbewerber werden aufgefordert, Briefe, nach

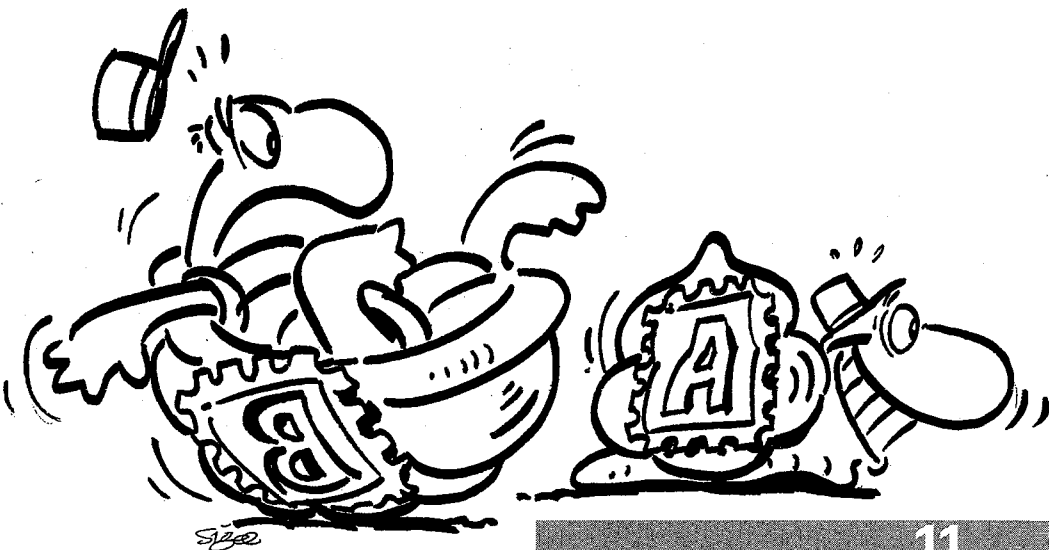
Ländern aufgeteilt, zu sammeln und höchstens einmal pro Monat in einem einzigen Paket zu verschicken.

- Das Porto ist zu verdreifachen, damit Briefeschreiben unattraktiv wird.

- Briefe werden nur noch nach Zentren mit Hunderter-Postleitzahlen geliefert z.B. 3600, 3700, 3800. Die Empfänger, von den Absendern (PT)telefonisch voravisiert, haben ihre Post innert drei Tagen abzuholen, ansonsten eine Lagergebühr erhoben wird.

- Briefeschreiber, die vorher via 156er-Nummer bei der GD PTT anfragen, wann es den PTT mit der Briefbeförderung denn am besten passe, und sich dementsprechend planwirtschaftlich kooperativ zeigen, wird als Dank ein A für ein B vorgemacht, oder umgekehrt, oder was, oder wie?

(Aus «Churz vor em Ablösche», 1992)



Vater im Zwielficht

“ Ein hartnäckiges Gerücht will nicht verstummen: Böse Zungen behaupten nämlich schon nicht mehr bloss hinter vorgehaltener Hand, dass der Autor dieser Real-satiren seine Gattin nur deshalb im Spital Teilzeit arbeiten lässt, damit er solo auf die Kinder aufpassen darf und dann ohne grosse Kreak(t)ivität zu einer nächsten Kurzgeschichte kommt. Auch die heutige Episode ist leider nicht dazu angetan, diese Bösartigkeit zu dementieren und aus der Welt zu schaffen. ”

Schwimmbad Aarberg. Gemütlich suchen sich Claudia, Patrick und Papa ein schattiges Plätzchen für einen kurzweiligen Aufenthalt. Kaum aus- und umgezogen, mit Schwimmflügel und Sonnenhut bestückt sowie grossflächig mit Sonnenschutzfaktor 18 («Äquator Spezial») überzogen, stolpert Pädli über eine Sportflasche. Ein Riesengeschrei, molto furioso. Der Bub kann sein rechtes Auge nicht mehr öffnen, ein Bluttröpfchen ist zu sehen. Auch das noch. Das zahlreiche anwesende Volkstribunal hört und schaut zu. Im Stil eines alten Haudegens öffne ich das Äuglein gewaltsam mit Daumen und Zeigefinger: Erleichterung, zwei kleinere Schürfungen nahe des Auges sind am Bluttröpfchen schuld, das Auge unverletzt. Ein brillantes väterliches Ablenkungsmanöver, «Wosch e chly Coca?», bringt den Buben auf andere Gedanken (anders ausgedrückt: zum Schweigen). Eine halbe Stunde später. Die beiden Wasserratten springen mit

Anlauf ins Bassin zu Papa. Plötzlich verstolpert sich Patrick beim Absprung, schlägt mit dem Kopf am Bassinrand auf, fällt aber trotzdem noch, nach misslungener Auerbach-Salto, ins Wasser. Als er wieder auftaucht, ist er blutüberströmt. Ich packe ihn, nehme ihn auf den Arm und versuche, unauffällig (...) eine Schadensinventur vorzunehmen, schliesslich war ich im Militär Zugssanitäter. Auf bewährte Stichworte wie «Coca!» oder «Glace go ässe!» stellt er seine Sirene für Sekundenbruchteile ab, für mich das Signal, dass die Rega wohl nicht bemüht werden muss. Junior hat sich happig auf die Zunge gebissen, deshalb das fürchterliche Bluten. Auf dem Weg zur Toilette, Sohn und Vater mittlerweile blutüberströmt, vergrössert sich mit jeder Sekunde die Blutspur hinter uns und mit ihr die daherrennende Schar neugieriger Kinder, in welcher auch mehrere Erwachsene, wohl Vertreterinnen des Volksgerechts, auszumachen sind. In der Toilette angelangt, schlage ich die Türe vor der gaffenden Meute zu, päng! Claudia schreit, weil Patrick schreit. Und umkehrt. Teufelskreis nennt sich das dann wohl. Die Blutung lässt sehr schnell nach, aber erst jetzt merke ich, dass Patrick ebenfalls eine tiefe Schramme unter dem Kinn hat. Sicherheitshalber der Weg zum Sanitätsposten. Unterwegs treffe ich auf meinen Arbeitskollegen Giuliano Gottardo. Sein Urteil: Das muss genäht oder geklebt werden, vermutlich geklebt. «Sind Sie sicher?» – «Klar, unser Bub musste mit ähnlichem schon viermal ins Spital.» Aha, ein Routinier also. Schöne Aussichten. Der herbeigerufene Bademeister und Bobo-Profi, Roland Hügli, bestätigt die Diagnose von Giuliano

Gottardo. Weil mit den öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs, bringt uns Roland Hügli mit seinem Auto vor den Augen vieler Schaulustiger ins Spital. Wenn Mama das erfährt... Dr. Florence Germiquet untersucht den kleinen Patienten und macht sich ans Kleben, wie von den Kollegen Gottardo und Hügli vorausgesagt. Erst im Spital merke ich, dass ich Pädi einfach seine Hosen über die noch nassen Badehosen gezogen, aber vergessen habe, ihn mit einer Windel auszustatten. Kurskorrektur. Nach zehn Minuten können wir das Spital verlassen. Die Wartezeit von 70 Minuten auf das nächste Postauto wollen wir mit einem Glace-Kauf (Sie erinnern sich, eines der Zauberwörter) bei Coop verkürzen. Noch vor der Bushaltestelle Aarberg



Zeter und Mordio. Claudia kommt dahergerannt, mit einer blutüberströmten Hand, ausgerechnet jener, die sie sich zehn Tage zuvor bei einem Sturz über unseren Holzkohlegrill im Garten zünftig verbrannt hat (ansonsten sind wir aber eine ganz normale Familie). Ich rate ihr, die Hand im Brunnen vor der Post zu waschen, damit wir sehen können, was passiert ist. Hysterische Anfälle sind das Resultat. Ich wähe mich nicht bloss im falschen Film, sondern im falschen Kino. Wartende Postautokunden erhalten eine Live-Lektion in Kinderpsychologie zum

Nulltarif. «Was meinsch, was seit ächt d'Mama, wenn ig ihre das hüt abe am Telefon alles verzelle?» fragt die inzwischen ebenfalls verpfasterte Claudia später im Postauto. Die Antwort ist vorausehbar und trifft dann wirklich auch zu: «Was verzellsch du für ne Blödsinn, Claudia? Chumm gib mer dr Papa as Telefon!»

(Aus «Churz nach em Ablösch», 1993)

«Sorry, ain't got no money...»

“Was tun, wenn man bei einem Rendez-vous den Termin verpasst? Oder sich herausstellt, dass die Geliebte eine Schulbekannte der eigenen Ehefrau ist? Da ist es nach einem feinen Essen vergleichsweise einfach zu sagen, man habe leider sein Geld vergessen, wie der Amerikaner in unserer heutigen Story.”

Man muss überhaupt keine Dr.-Jekyll-&Mr.-Hyde-Erscheinung sein, um sich in beiden Stockwerken des Swiss Chalet bzw. dr «Glogge» in Bern gleichermassen wohl zu fühlen. Wenn ich heute dort anzutreffen bin, dann im ersten Stock, fehlender Intellekt hin oder her, aber letzterer ist ohnehin Ansichtssache.

Einmal jedoch, da sassen wir zu zweit

unten im Swiss Chalet. Zusammen mit einem Bekannten wollte ich live miterleben, was so passiert, wenn zwei Gäste, einer davon als Ami getarnt, nach einer ausgiebigen Schlemmerei nicht bezahlen können. Wird Haftbefehl erlassen? Heisst es ab in die Küche?

Zwar spreche ich kein Oxford-English («Good evening, ladies and gentlemen», leicht nasal), wohl aber Amerikanisch («Hi folks!»; kaugummikauend). Und mit einer Mickey-Mouse-Mütze (MMM), dem laci-stigen Krokodil auf Herzhöhe sowie der Newsweek in der Hand, da könnte man durchaus meinen, Borni sei eher Amerikaner als Berner, aber das ist sowieso ein anderes Kapitel. Im Swiss Chalet moderiert Kollega Silvio Francioni durch den Abend, übernimmt freundlicherweise die Übersetzungsarbeit zwischen der



charmanten Serviererin und mir, erklärt die Spezialitäten auf der Speisekarte («What's that, Berner Röstli?») und entschuldigt sich, peinlichst berührt, für meine Eigenart, sozusagen alle Speisen mit Ketchup aufzuwerten.

Machen wir es beim Unwesentlichen des Abends kurz (Bündnerteller, Salat, Hohrückenfilets an einer Pfeffersauce, Beaujolais, Tiramisu und Kafi Fertig waren ausgezeichnet zubereitet) und beschränken wir uns auf das Wesentliche: «Frölein, chöi mer d'Rächning ha?» Frölein kommt und will Dreistelliges von uns.

Ein kurzer Wortwechsel auf Englisch, danach betretenes Schweigen. Silvio F. gibt der armen, ahnungslosen Serviererin zu verstehen, dass jeder von uns beiden gedacht hätte, der andere würde einladen. Und nun hätten wir sauber und glatt kein Geld. Ich versuche, zumindest meinen guten Willen zu beweisen und suche zwei verwaschene Dollar-Noten hervor sowie ein Streichholz-Briefchen aus dem «Caesars Palace» Las Vegas. Bloss hilft das jetzt auch nicht weiter. Holy shit.

Die herbeigerufene Chefin erscheint mit tiefen Sorgenfurchen im Gesicht. Unsere Idee, den Rest des Abends abwaschend in der Küche zu verbringen, wird abgelehnt. Schliesslich erklärt sie sich, schlechten Erfahrungen zum Trotz, bereit, uns gegen Vorlegen eines Ausweises eine Rechnung zu schicken. Selbstverständlich haben wir weder Ausweis noch Pfandgegenstände, sogar meine Made-in-Taiwan-Rolox habe ich vorsichtshalber zu Hause gelassen.

Letztinstanzlich wird der Chef befragt. Es bleibt dabei: Faktura. Weil wir die Story aber jetzt und heute zu Ende spielen wollen, benimmt sich Silvio beim Auf-

schreiben seiner vermeintlichen Adresse derart ungeschickt, dass die Chefin geradezu misstrauisch werden muss. Bei der darauffolgenden, sehr diskret vorgenommenen Überprüfung unserer Koordinaten kommt sie uns deshalb easy auf die Schliche. Trotz grenzenloser Enttäuschung über unsere absichtliche Mogelei («Dir heit mi brandschwarz agloge!») erklärt sie sich bereit, einen von uns beiden aus dem Swiss Chalet ziehen zu lassen, um Geld bei einem Kollegen aufzutreiben. Silvio verduftet augenzwinkernd... Ich bleibe, die Newsweek lesend, quasi als lebendes Pfand zurück.

Spontan wie wir Amerikaner sind, bestelle ich bei der noch immer sehr freundlichen Serviererin a coffee – und erhalte ihn umgehend. Dann, Panik. Plötzlich betritt ein Freund das Lokal. Ich verstecke mein Gesicht hinter der Hand und neige den Kopf noch tiefer in Richtung Newsweek. Unschwer auszudenken, was passieren dürfte, wenn er mich sehen und mir mit «Tschou, was machsch de du da, mit dere blöde Micky-Muschappe?» auf die Schultern klopfen würde. Nichts dergleichen, lucky me.

Zehn Minuten vergehen, fünfzehn. Nach deren zwanzig frage ich mich ernsthaft, ob Francioni zwischenzeitlich einen Pakt mit der Wirtin abgeschlossen hat, um mich im eigenen Saft schmoren zu sehen. Nach sage und schreibe einer halben Stunde taucht er wieder auf, nachdem er unterwegs noch jemanden getroffen und mit ihm ein Bier getrunken hat. Mit zwei Hunderternoten bezahlen wir die Rechnung. Übrigens: Mit zwei Hunderternoten, die wir von Anbeginn dabei hatten.

(Aus «Churz vor em Ablösche», 1992)

Bürogummi als Verkaufskanone

“ *Sehr viele Berufsstände werden in der Öffentlichkeit noch immer völlig falsch eingestuft. Public Relations- oder Werbeleute, Berufsrichter, Politiker und Erzbischöfe werden masslos über-, Floristinnen, Krankenpflegerinnen und Verkäuferinnen vollkommen unterschätzt. Das ändert sich jeweils schlagartig, hat man mit Vertreterinnen und Vertretern entsprechender Sparten zu tun.* ”

Zwischendurch, da packt es mich, allzu Selbstsichere zu provozieren, scheinbar allzu Klares zu hinterfragen oder eigene Vorurteile abzubauen. Und da kann es durchaus vorkommen, dass ich mich mal stundenweise als Verkäufer, Kassier und Magaziner in Personalunion versuche, damit ich mir wieder einmal bewusst bin, was für einen anspruchsvollen Job sehr viele Verkäuferinnen und Verkäufer eigentlich leisten; nicht bloss in der Migros, wo ich beschäftigt bin (als Bürogummi, wie es im Volksmund zuweilen heisst).

Weil sich die dummen Ladengestelle noch nicht von selber auffüllen – das wäre mal was! – ist vor Ladenöffnung Handarbeit angesagt. Selbstverständlich will ich mich nützlich machen, beim Abpacken des ofenfrischen Brotes und einiger kalorienträchtiger Stückli. Womit soll ich anfangen? «Am liebsten mit den Berlinern, fünf Stück pro Sack.» Das Lächeln der Kollegin deutet ich fatalerweise als Dankbarkeitsbezeugnis einem Freiwilligen gegenüber. Spätestens nach der

sechsten Sackabfüllung mit total verklebten, verzuckerten und verkrusteten Fingern komme ich der Wahrheit näher. «Am liebsten mit den Berlinern...» Luschtig.

Weil ich auch Sorgen und Nöte der Kassiererinnen kennenlernen will, habe ich vorgängig einen Intensivkurs für aktuelle Aktionspreise belegt. Mit Erfolg. Alles gespeichert: Rösti im Beutel Fr. 1.90, Slip-einlagen 30 Rappen günstiger, Suprême des Ducs (das ist ein Käse) Fr. 3.50, PLUS-Reinigungsmittel minus 50 Rappen, Haartrockner Fr. 24.– statt Fr. 30.–, sechs Freiland Eier Swiss made Fr. 2.60, Fahrradkettenspray Fr. 12.–, Katzensvollnahrung 60 Rappen billiger, aber bloss die 800 Gramm-Packung. Miau.

«Können Sie mir sagen, wo die Kokosflocken sind?» will eine Kundin wissen. Die Kokosflocken? Exakt, die Kokosflocken. Aha ja, die Kokosflocken, die... Schtärnecheib, was sind das, Kokosflocken? Wozu braucht man denn überhaupt Kokosflocken? Zum Waschen vielleicht? Damit die Wäsche kokosfrisch riecht? Gott sei Dank kommt just in diesem Moment eine Lehrtochter vorbei. Seither weiss ich nicht bloss, wo die blöden Kokosflocken zu finden sind, sondern auch, wozu sie gebraucht werden. Eines sei verraten: Zum Waschen braucht man sie nicht. Schon gar nicht zum Vorwaschen.

«Herr Bornhuser, a d'Kasse bitte, Herr Bornhuser», tönt es über die Lautsprecheranlage. Weshalb, zum Teufel, manövriere ich mich eigentlich immer und immer wieder vorsätzlich in die

unmöglichsten Lebenssituationen? Bornhauser kommt sprichwörtlich a d'Kasse...

Sei's drum, als ich nach dem Startknopf für das Förderband suche, da drücke ich – Ehrenwort! – eine Art Alarmknopf. Erste, unübersehbare Schweißperlen kullern diskret über den Brillenrand. Blick zur Kundin: «Entschuldigen Sie bitte, ich bin neu hier.» Ihr verständnisvolles Nicken bedeutet etwa soviel wie: Ich merke es, du Trottel. Der Filialleiter eilt zu Hilfe. Zweiter Anlauf, beim dritten Fehlstart wird man disqualifiziert.

Die ungefähr zwölf Artikel meiner ersten Kundin tippe ich danach vollkommen fehlerfrei. Dann der Druck auf «Subtotal». Ich erhalte eine Fünfigernote zum Austausch und betätige danach einen offenbar nicht dafür vorgesehenen Knopf. Pfeifkonzert in D-Dur, so schätze ich.

Wie ich Überglücklicher aus zuverlässiger Quelle vernommen habe, wurde besagte Kundin am Tag darauf wieder im Laden gesehen. Es geht eben nichts über Vertrauen. Wenn nicht in den Kassier, so doch in die Firma. Gut so.



Arme Armee

“**Bürokraten und Paragraphenreiter sind mir ein Greuel. Feiglinge und Stubenhocker auch. Schön, dass Sie das gleich sehen. Diese vier Spezies von Zeitgenossen lassen sich aber sogar kumulieren. Ja, ja, staunen Sie nur, das hätten Sie nicht gedacht, gell? Nirgends verbindet die Chemie diese 2 x 2 Komponenten nämlich so rasch und optimal und endgültig wie im... Militär. Und bevor Sie jetzt, lieber Armee-Fan, bereits voreilig nach Luft japsen, mich einen Linksaussen schimpfen und zum Landesverräter stempeln (den man «zensurieren» müsste), lesen Sie am besten die folgende Realsatire. Wäre sie nicht zum Gränne, Sie könnten darüber lachen.**”

Beim Füs Bat 111* ist die viertägige Übung «Eiger» angesagt. Der Tenübefehl ist klar: Kämpfer-Oberteil und Ausgangshosen. Kämpferhosen kommen in den Rucksack. Ein Tippfehler auf dem Tagesbefehl? Klar, mit Sicherheit, weil vorsätzlich kann ja niemand, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist, einen solchen Schwachsinn befehlen. Und deshalb, denke ich mir, wird sich der Irrtum leicht und rasch klären und beseitigen lassen. Unser Korporal weist, in Ausgangshosen und kopfschüttelnd, auf das Stückchen Papier hin, ebenso der verängstigte Zugführer, jener allerdings achselzuckend: «Dir heit ja rächt, aber es isch eso befohle.» Ich eile von einem steifen Hut zum anderen, erfolglos. Alle lassen sich von einem Papierfötzel terrorisieren.

Befehl ist Befehl. Heiland! Jemand kann das doch mit dem Bat-Kommandanten checken! Können schon, aber wollen nicht. Fazit: Vier Tage und Nächte kämpfen wir in den Ausgangshosen in der Gegend rum. Zum Schutze des Vaterlandes und der Kämpferhosen. Weil es ja so befohlen ist.

Planung ist alles – sofern man sich seriös damit beschäftigt. Dass es im Militär durchaus auch anders geht, belegt ein Beispiel stellvertretend für viele andere (in einem einzigen EK!): Ein ganzer Tag ist für das Gefechtsschiessen reserviert. Ziel: Alle Wehrmänner haben zu erfüllen. Wir Funker müssen einen Glanztag erwischt haben, denn um 11.00 Uhr haben wir erfüllt, trotz Schneefall und eiskaltem Wind. Weil das Einrücken erst per 17.00 Uhr vorgesehen ist, müssen wir wie Verdingbuben sechs Stunden im Wald ausharren. Unser Vorschlag, vorzeitig in die Truppenunterkunft zurückzukehren und am Nachmittag etwas anderes, Nützliches zu machen, wird von unserem Zugführer bedauernd abgelehnt: «Wenn uns der Kadi sieht, gib'ts einen Riesenkrach, wie gestern, als wir zehn Minuten zu früh in die Unterkunft zurückgekehrt sind und er deswegen Zeter und Mordio veranstaltet hat.» Mir ist, als hätte ich eine ähnliche Szene schon mal gesehen, mit Humphrey Bogart in der Hauptrolle. «Die Caine war ihr Schicksal» hiess der Streifen.

Mitten in einer Übung müssen wir einmal unsere Tätigkeit unterbrechen und auf einen Hügel eilen. Hopp, sofort! Der Grund: Eine Brieftauben-Demonstration steht unmittelbar bevor. Wow! Wir alle

staunen pas mal, wie die exakt acht Tierchen anreisen: Mit eigenem Lastwagen(!), zwei Chauffeuren und drei Brieftauben-Soldaten. Damit es auf dem Lastwagen nicht allzu unbequem wird, hat einer es sich hinten auf der Ladefläche mit einem Gartenstuhl bequem gemacht. Die Tauben entschwinden dann alle, im Sinne der Demo, in eine einzige Himmelsrichtung. Ihre drei Herrchen nehmen es weniger eilig. Weshalb auch? Schliesslich haben sie ja den Lastwagen jetzt für sich allein. Merke: Brieftaube oder Brieftauben-Soldat müsste man in diesem Land sein.

Unser Land kann sich glücklich schätzen, noch nie den Ernstfall erlebt zu haben.

(* = Aus militär(straf)rechtlichen Gründen musste die tatsächliche Einheits-Einteilung verändert werden, die Zahl 111 ist rein zufällig. Der Autor hat jedoch den hier beschriebenen EK im Simmental selber absolviert und die hier erwähnten Erlebnisse – zusammen mit weiteren für die Armee wenig schmeichelhaften «Musterli» – seinem Kadi in einem vierseitigen Brief mitgeteilt. Eine Antwort hat er nie erhalten.)

Fahnenabgabe, im strömenden Regen. Das Feld präsentiert sich im knöcheltiefen Pflüdi. Schuhputzen ist angesagt. Geits no? Wozu denn? Drei Schritte und alles steht vor Dreck. «Bornhuser, das gilt o für euch!» heisst es unmissverständlich. Klar, irgendwer hat es ja sicher wieder befohlen. Immerhin dürfen wir die Pelerine mitnehmen (ist ja wirklich nicht selbstverständlich). Wie wir beim Acker ankommen, die Schuhe nach drei Schritten Ton in Ton mit dem Morast, kommt ein neuer Befehl: «Die Pelerine bleibt auf dem Lastwagen!» Befehl des Bat-Kommandanten (dem, dies nur nebenbei, als einzigem im Bat die Nackenhaare weit über den Kragen ragen). «Das Schönste an der Macht», so bemerkt einer leichtfertig, «ist deren Missbrauch.»

(Aus «Churz nach em Ablösche», 1993)



Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer...

“ Hier geht es zur Abwechslung nicht um eine in sich abgeschlossene Geschichte, sondern um vier Episöddchen, wie sie nur das Leben schreiben kann. Die erste Story ist dabei irgendwie typisch für gewisse Kreise unserer Gesellschaft und erinnert mich, jedes Mal, wenn ich sie erzähle, an meinen Vater, der mir schon zu frühester Jugend eingetrichtert hat, dass Kleider Leute machen und für Ansehen sorgen.

”

Am liebsten verkehre ich in Beizen wie dem «Musig Bistrot» Bern. Einmal jedoch gibt es eine Einladung ins Restaurant «Ermitage». Das Etablissement ist, kommt man von der Berner Marktgasse her, nicht sehr einfach zu finden. Irgendwo muss man in den ersten Stock rauf. Beim ersten Versuch lande ich vor einem Coiffeur-Salon. Fehlanzeige. Der zweite Anlauf klappt dann besser. Um 12:05 Uhr betrete ich das «Ermitage», schaue mich kurz um, um dann die blau/rote Daunenjacke, wie ich sie bei kaltem Wetter auf dem Roller fahrend anziehe, samt Sturzhelm in der Garderobe aufzuhängen. In Jeans und Baumwollhemd halte ich danach Ausschau nach der Gastgeberin. Plötzlich steht der Maitre de Cabine da: «Pardon Monsieur, mir sy complet.» (Man beachte, wie gewählt im «Ermitage» parliert wird.) – «Es müsste aber ein Tisch reserviert sein, für zwei.» – «Aha, und auf welchen Namen, Monsieur?» – «Auf Weber.» – «Weber?» – «Exakt, Weber. We, Eh, Be, Eh, Er, Weber.» – «Pardon Monsieur, es ist nur

ein Tisch für Frau Ständerätin Monika Weber reserviert.» – «Wunderbar, ist Frau Weber schon da?» Dem Gesichtsausdruck nach zu schliessen, ist der Mann soeben einem Ausserirdischen begegnet. Völlig verstört zeigt er den Weg zum Tisch, vorbei an staunenden Parlamentariern und grau in grau angezogenen Geschäftsmännern, pardon, Businessleuten. Augenblicke später kommt Frau Weber. Herzliche Begrüssung. Den grauen Mäusen fällt schier das Essen von der Gabel. Das Schlussbouquet setzt beim Verlassen des Lokals der Maitre de Cabine himself: Noch völlig unter Schock stehend, hilft er mir galant... in die Daunenjacke. Merci bien, Monsieur.

Ab und zu, da holt mich meine Jugend ein. Letzten Sommer im Schwimmbad Aarberg geschehen: Plötzlich finde ich mich, erstmals seit schätzungsweise 25 Jahren, wegen Claudia auf dem Fünfmeter-Sprungturm wieder, weil unser neun-jähriges Töchterli ihrem Vater live vorde-monstrieren will, wie sie vom 5er gumpen kann. Vor ihrem eigenen Sprung soll aber Papa springen, derweil Claudi-Darling ihren Produzenten per Video im Bild festhalten möchte. Anschließend ist dann Rollentausch. Kein Problem, zu Flower-Power-Zeiten habe ich ab Sprungturm sogar gewollte Salti vorwärts und rückwärts gedreht – was tat man «damals» nicht alles, um Angebetete auf sich aufmerksam zu machen. «Nid z'dick, Thomas,» geht mir durch den Kopf, «schön vernünftig bleiben. Nur ja keine Blamage.» Also springe ich Claudia lediglich eine Schwalbe vor, so mit hohlem Kreuz und so. Lehrbuchmässig fliege ich wohl nicht durch die Lüfte,



denn beim Eintauchen, da knallt es gewaltig unter der Gürtellinie (ungefähr so, wie wenn man mit dem Velo bergauf aus dem Sattel geht und die Kette dann vom Kranz springt). Noch unter Wasser hole ich tief Luft. Miauuuu. Apropos Katze: Für selbige war die ganze Show. Claudia hat nämlich den falschen Videoknopf gedrückt.

BOSS ist bei der Migros Bern die Abkürzung für «Bedarfsorientiertes Sortimentssystem» (oder so ähnlich) und bedeutet nichts anderes, als dass Produkte, die zwingend zueinander gehören, folgerichtig auch nebeneinander in den Gestellen zu finden sind. Die Frühstückssachen zum Beispiel, oder die Reformartikel. Sie möchten ein weiteres Beispiel? Bitte schön, kein Problem – wobei ich ausdrücklich festhalten muss, dass die hier beschriebene BOSS-Anordnung vermutlich -eher Zufall, denn

gezielte Absicht ist. Also: Wie wir unsere neue Filiale in Meiringen einweihen, da fällt mir auf, dass auf nur zehn Quadratmetern Verkaufsfläche folgende Waren zu finden sind: Damen-Dessous, Erotik-Videos, Cosano-Kondome und... Kinderkleider. Süsch no Frage?

Eine der meistgelesenen Rubriken in unserer wöchentlich erscheinenden Personalzeitung ist das «Televue», wo eine Mitarbeiterin oder ein Mitarbeiter jeweils völlig unvorbereitet per Telefon zu den verschiedensten Themen ausgehört wird. Es gibt nur eine einzige Frage, die jedesmal gestellt wird: «Wen möchten Sie was fragen?». Nach Möglichkeit versuche ich von der erwähnten Person dann tatsächlich eine Antwort zu erhalten, die in einer nächsten Nummer veröffentlicht wird. Fünf Bundesräte haben schon geantwortet, und auch die persönlichen Berater von Boris Jelzin, Jacques Cousteau oder O.J.-Simpson-Verteidiger Johnny Cochran. Einmal, da wollte eine Mitarbeiterin etwas von Johannes Paul II wissen. Ich versuche, die Frage via Päpstlicher Nuntiatur an den Vatikan weiterzuleiten. Griff zum Berner Telefonbuch. Unter «Päpstlich» gibt es keine Eintragung, ebensowenig unter «Nuntiatur». Und unter Papeterie braucht man gar nicht erst zu suchen. Nummer 111 kann ebenfalls nicht weiterhelfen (weshalb muss man trotzdem die Gebühr bezahlen?). Ich schaue unter «Ambassades». Unter «Vatican» und «Pape» ist nichts erwähnt. Da! Zwischen den Russen und Senegalesen ist er aufgeführt, der Heilige Bimbam, exgüsi, der Heilige Stuhl, Le Saint Siège, in der Diplomaten-sprache. Sogar ein Natel hat der Vertreter des Vertreters. Vermutlich, damit man ihn auch dann problemlos erreichen kann, wenn er beim obersten Boss ist.

Spröde Haut? Versuchen Sie es mit Autopolitur!

„Ich hoffe, Sie wissen das zu schätzen: Eine ganze Nacht lang habe ich die geradezu genialen Werbeblöcke auf Eurosport (ab 01:30 Uhr) für Sie visioniert und mich dabei gefragt, weshalb das Beste am TV immer zur schlechtesten Sendezeit kommen muss. Wäre doch viel gescheiter, Schwachstrom à la «Fasch e Familie» morgens um halb drei auszustrahlen, uns dafür die erstaunlichen Entdeckungen aus «Amazing Discoveries» zur Prime Time zu servieren. Geheimtip unter Freunden, falls Sie nachts mal nicht pfluusen können: Der genannte Sportsender strahlt Teleshopping-Spots aus, von denen ein jeder (!) fast eine halbe Stunde dauert.“

Sie suchen ein Auto-Pflegemittel, das den Lack ihres Wagen derart gut schützt, dass Sie nach der Behandlung die Haube mit Spirit übergossen und anzünden können, ohne dass die Karre leidet? Oder einen Fischköder, der sozusagen sämtliche Fische dieser Welt gleichzeitig anzieht? Benötigen Sie einen «Schraubendreher», mit dem sogar Grossmuetti leicht jeden Profischreiner mit herkömmlichem Werkzeug austrickt und alt aussehen lässt? Oder sehnen Sie sich nach einem Putzlumpen, der das Zehnfache seines eigenen Gewichts aufputzen kann und gleichzeitig Ahornsirup, Senf, Eier, Salatsauce, Zahnpasta, Ketchup, Katzenhaare, Sand und ein Pfund Mehl vom Boden wischt? Das alles ist kein Problem. «AutoForm», «Flying Lure», «Power Driver» und «Smart Mop» heissen

die Dinger. Aber das ist bei weitem nicht alles.

Sie möchten ebenso strahlend weisse Zähne wie der gleichnamige Hai, mit denen Sie kraftvoll zubeissen können? Kein Problem – «Perfect Smile» heisst die Lösung. Harvey Silverman, Erfinder von «Perfect Smile», verrät Ihnen das Geheimnis seiner Tuben gleich selber. Es ist simpeleinfach: Sie nehmen die beiden Comfort-Plastikschalen, mit einem Mundschutz für Preisboxer zu vergleichen, passen sie Ihrem Gebiss an, füllen sie mit dem silbermännischen Weissmacher, tragen die Dinger nachts oder wenn Sie mit niemandem konversieren müssen und lassen die Paste so an/mit ihren Zähnen oxydieren. Trotz des «dra-



matischen Erfolges mit diesem Produkt» (so die alternde Miss America 1978), wird die Schweiz mit «Perfect Smile», als einzigem Land Europas, mit dem Wunderprodukt nicht bedient. Vermutlich, weil die Herren Gasche und Rätz sich über «Perfect Smile» lustig machen könnten und die Paste in «Wonder Jaws» umtaufen würden.

Apropos Hans Rätz: Der Mann könnte, echt, für seinen Haarwuchs öppis tun, wenn er nur wollte (gewusst, dass er in den Sechzigern langmähniger Schlagzeuger bei der erfolgreichsten Berner Beat Band war?). Der «StimuVit» (179 Franken) sieht aus wie ein Fön, arbeitet aber nach dem Prinzip des Presslufthammers: Drei auf einer kleinen Kurbelwelle festgemachte (austauschbare) Noppen massieren die Kopfhaut und regen deren Durchblutung an. Mangelhafte letztere ist nämlich die Ursache von Alopezie, dem totalen Haarausfall. Sagt jedenfalls vor laufender Kamera der selber nur mit schütterem Haarwuchs ausgestattete Richard Spencer, von der Spencer-Klinik für Trichologie in London. Der Mann hat noch andere aufschlussreiche Statements abzugeben, zum Beispiel: «Haarausfall kann erblich sein. Wir wissen, dass auch Herzfehler erblich sein können.» Hoppla, wer hätte das gedacht? Auch Vorher- und Nachher-StimuVit-Behandelte werden gezeigt. «Vorher» mit zurück-, «Nachher» mit nach vorne gekämmten Haaren. Bleibt wenigstens zu hoffen, dass der «StimuVit», dieser herzige Kopfklopfer, keine bleibenden Schäden unterhalb der Schädeldecke verursacht.

Kinder, jetzt heisst es blitzartig wegsehen, denn das, was hier folgt, ist nicht jugendfrei. «Drehen Sie die Füsse gegen aussen, packen Sie die Stange. Man kann auch variieren und die Stange

in der Mitte festhalten. Spüren Sie diese Dehnung an den Innenschenkeln?» – «Ja, ich spüre es auch an der Unterseite meiner Schenkel!» – «Halten Sie die Stange schön fest! Jetzt lassen Sie die Stange los und strecken die Beine seitlich aus. Jetzt nehmen Sie die Stange kräftig in beide Hände und ziehen sie kräftig zu Ihrem Oberkörper. Die Beine bleiben gespreizt!» Das sind keine Regieanweisungen für ein Produkt aus dem neuesten Beate-Uhse-Katalog, sondern Anregungen der wasserstoffgebleichten Aerobic-Fitness-Spezialistin Greer Childers zum 795 Franken teuren Healthrider, einem Skibob-ähnlichen Universalfitnessgerät. Merke: «Rider» übersetzt der Duden mit «Reiter».

Vor drei Jahren habe ich bereits einmal so eine Werbenacht verbracht. Der «Klassiker aller Klassiker» war damals der Spot(t) der x-mal gelifteten Vikki LaMotta mit ihrer gleichnamigen Schönheitslinie. Um den «Vorher-/Nachher-Erfolg» ihrer Produkte zu dokumentieren, halbierten Vikki und ihr Verkaufsdirektor Harvey jeweils die Gesichter ihrer Kundinnen mit einem Filzstiftstrich von oben nach unten, ähnlich wie das bei Autokarosserien gemacht wird, wenn man das glänzende Ergebnis eines Autopflegemittels veranschaulichen will. Wer weiss, vielleicht eignet sich AutoFom ja auch für diesen oder jenen Hauttyp.

HISTORY, MYSTORY (Part One)

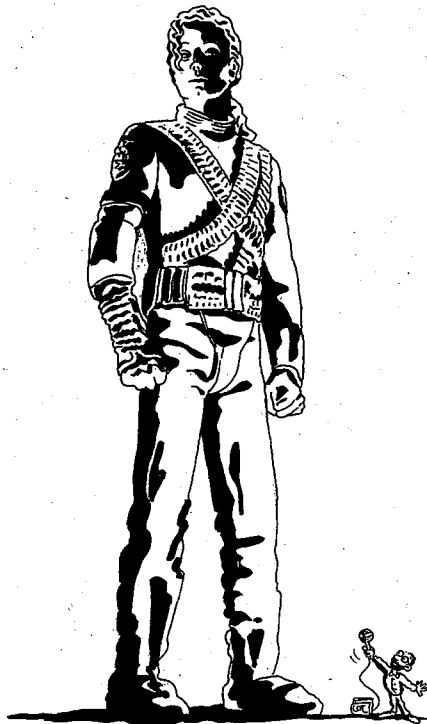
“Seit zwei Wochen steht ER, zehn Meter gross, vor unserem Bürofenster im Shoppyländ, wobei wir IHN bloss von hinten bestaunen können. Und weil wir, in den MElectronic Studios der Migros Bern, in vier Wochen an die 3500 SEINER CDS («HISTORY») verkauft haben, denke ich mir, man könnte sich doch mal mit IHM unterhalten, mit IHM ein Interview führen – und sei es nur für... unsere Personalzeitung. Ha! Leichter gesagt als getan. Versuchen Sie doch mal, an IHN heranzukommen. An Michael Jackson HIMSELF.”

«Leider ist es uns nicht möglich, Ihre Fragen an Michael Jackson weiterzuleiten. Weil wir nicht im Besitz der nötigen Fax- bzw. Telefonnummern seiner Pressestelle sind. Sorry!» beantwortet Tommy Sokoll von Sony Switzerland in Baar die Anfrage, wie ich am besten mit dem Megastar in Kontakt treten könnte. Ich liebe und bewundere derart engagierte Leute, ehrlich.

Der Ausdruck «nicht möglich» reizt mich ungemein, nicht zuletzt deshalb, weil ich mich eher an das Sprichwort der blinden Sau zu halten pflege, die auch ab und zu auch eine Eichel aufstößt. Nächste Station: Der «SonntagsBlick», der, via Good News, sicher eine Adresse oder eine heisse Faxnummer parat hat. Fehlanzeige. Die Ringier-Tochter ist, diesbezüglich, überfordert, verweist aber freundlicherweise an Sony Switzerland in Baar. Womit jetzt die Internationale Auskunfts-

gefordert ist. Na bitte! Die Sony Music Entertainment in New York hat einen zentralen Fax: 001 212 445 5401. Komisch: Mit der Nummer kann öppis nicht stimmen, da ständig besetzt, obwohl es in New York, zeitverschoben, mitten in der Nacht ist. Rückfrage bei 191: «Doch, doch, 001 212 445 5401 ist die zentrale Faxnummer von Sony Music Entertainment», bestätigt eine auskunftsfreudige Dame. Trotzdem: Die Fax-Verbindung kommt nicht zustande. Deshalb versuche ich es um 16:00 Uhr Schoenbuehl-time telefonisch.

«Bornhauser calling from Switzerland» tönt es ennet dem Teich in der Hörmu-



schel. Nein, eine zentrale Faxnummer gebe es bei Sony Music Entertainment in New York ausdrücklich nicht, heisst es, ich müsse schon wissen, mit wem ich korrespondieren wolle. Und wenn man niemanden kennt? «Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen. Good-bye, have a nice day!» heisst es abschliessend. Ein letztes verzweifelt «Hello! Hello!». Nichts zu machen, die Verbindung ist abgebrochen. Neuerlicher Versuch. «Ich rufe aus der Schweiz an, bitte hängen Sie mich nicht auf!» Die Dame will wissen, worum es geht. Ich umschreibe das Vorhaben. «Hold on.» In der Leitung knackt es. «Hello, can I help you?» – «Yes, please, I'm calling from Switzerland and...» Es knackt wieder. «International departement, good morning, may I help you?» Wie sich herausstellt, ist eine gewisse Rosa Rodriguez für mein Anliegen zuständig. Und nur Rosa ist berechtigt, mir ihre Faxnummer bekanntzugeben. «Hold on.» Bei Frau Rodriguez läuft das Alibiphone. Dieses Mal beende ich die Einweg-Kommunikation.

Dritter Anlauf: Jetzt verlange ich direkt die Presseabteilung des Unterhaltungsriesen. «Hold on, please». Es knackt. «Information desk, may I help you?» – «Yes please, it's because of Michael Ja...» Knacken. «Press departement, may I help you?». Gute Frage: Ist mir überhaupt noch zu helfen? Immerhin bekomme ich eine Faxnummer genannt: 001 212 833 8866. Sie gehört Marla Shatz. «Thank you very, very, very much!» Mal sehen ob Marla Shatz ein Schatz ist.

Geistesblitz: Liz Taylor ist doch Busenfreundin von Jacko. Sie könnte meine Fragen doch an Michael weiterleiten. Liz besitzt ein Chalet («Ariel») in Gstaad. Und dort kenne ich den Verkehrsdirektor. Dres von Weissenfluh seinerseits verweist an Hansruedi Scherrer, den Direktor

des Palace Gstaad. Dieser wiederum, durchaus im Besitz jener Angaben, auf die ich giggerig bin, weigert sich (verständlicherweise), die Nummer an Unbekannt rauszurücken. Immerhin: Ich solle ihm den Taylor-Brief zu Händen von Michael Jackson faxen – und er leite ihn dann an Mrs. Elizabeth Taylor-Burton-Fisher-Hilton-Todd-Wilding-Warner-Burton-Fortensky weiter. Spitze! Hanspeter Kohli, Koli-Kollege der Migros Bern, der sein Pult fünf Meter von meinem stehen hat, bekommt die Jackson-Odyssee logischerweise mit: «Ich habe einen Kollegen, dessen Freund anscheinend alle VIP-Adressen dieser Welt kennt. Mal sehen, ob er weiterhelfen kann.» Bereits 48 Stunden später halte ich zwei Liz-Taylor-Adressen aus Los Angeles und New York in den Pfoten. Bei der einen Adresse hat sich aber mit Sicherheit ein Übermittlungsfehler eingeschlichen, steht doch «Sweet 1007» drauf. Gemeint ist wohl «Suite», weil Lizzi so süss ja nicht (mehr) sein kann. Wiedemauchimmerseinmag: Sicherheitshalber schicke ich meinen Wunsch, parallel zur Palace-Gstaad-Aktion, auch noch direkt an Frau Taylor ab. In zweifacher Ausführung. Je einmal nach L.A. und N.Y.

Zehn Tage nach Eintreffen meines Fax hat auch Frau Shatz bei Sony in New York offenbar ihre Post gesichtet. Sie empfiel mir, Sony Switzerland in Baar anzuschreiben (...) oder aber direkt (!) mit Michael Jackson Kontakt aufzunehmen. Jacko sei am 17. August via Internet zu erreichen. Wer weiss: Vielleicht beantwortet er aus weltweit erwarteten zehn Millionen Fragen ausgerechnet meine questions. Very funny. Versucht haben wir es trotzdem – via «<http://www.sony.com./Music/Michael Jackson>». Aber äbe.

MYSTORY, HISTORY (Part Two)

Was bisher geschah: In einem Anflug von Grössenwahn – im Volksmund kurz und bündig Gehweh genannt – mache ich mich schriftlich auf die Suche nach Michael Jackson, um ihn für unsere Personalzeitung zu interviewen. Die konventionellen Methoden – via Plattenfirma SONY in der Schweiz und in New York – haben versagt. Wie Sie aus dem ersten Teil dieser Berichterstattung wissen, steht die Antwort von Elizabeth «Liz» Taylor aus, die ich, als Busenfreundin von

Jacko, als Transitstation in dieser Angelegenheit aktivieren möchte.

Post aus New York: Ein unscheinbarer, hellblauer Umschlag liegt auf dem Pult. Ich ahne die Absenderin: Liz Taylor! Und siehe da – es stimmt. Na ja, fast. Zwar (unterschreibt sie nicht persönlich, wohl aber ihr «Executive Secretary», Geoff Blain. Aber eine Ermunterung, ehrlich gesagt, ist es nicht gerade, was der ausführende Sekretär von sich gibt: Wenn ich mit Michael Jackson ein Interview führen wolle, dann solle ich ihn doch bitte direkt kontaktieren. Mrs. Taylor habe zur Zeit keine Zeit, mir behilflich zu sein. Hätte ich ja wissen müssen: Laut «Blick» werfen sich Liz Taylor und Ehemann Nr. 9, Larry Fortensky, gegenwärtig nicht gerade Nettigkeiten an den Kopf (eher Porzellaniges) – und auch ihr soeben lanciertes Parfum, «Black Pearls» mit Namen, ist nicht eben das, was man in den Staaten gemeinhin einen Bestseller zu nennen pflegt. Arme Liz.



Nächster Versuch, auf diplomatischem Parkett: Die Schweizer Botschaft in Washington antwortet in der Person von Attachée Gabriela Eigensatz innert 24 Stunden. Frau Eigensatz hat mein Anliegen «vor Ort» an das Generalkonsulat in Los Angeles delegiert. Generalkonsulin Brigitta Schoch, deren Hilfe ich früher schon einmal in Anspruch genommen habe, weiss Rat. Und die Adresse von Jackos persönlichem Berater. Besagter Berater, Lee Solters, erhält innert drei Wochen drei Fax-Anfragen mit der Erklärung, wer die Migros ist (so von wegen «50000 sold HISTORY-CDs and 700 supermarkets in Switzerland and a yearly 12 billion US-dollars-turnover») und was sie von ihm, resp. von seinem Schützling will. Er lässt die Anfragen allesamt unbeantwortet. Also rufe ich ihn an. Er verspricht, sich per Fax zu melden. Aber auch das erweist sich als Trugschluss. Irgendwie ist das ja zu verstehen. Who the hell is Bornhauser? Und wer, zum Teufel, die Migros?

Vor den Herbstferien lanciere ich die dritte, die endgültig letzte Versuchsaktion. Obwohl ich, in New York aufgewachsen, nicht sehr viel von der American efficiency halte (dafür um so mehr vom American way of life), versuche ich von der US-Embassy in Berne die Fax-Nummer aus Neverland, der Residenz des Megastars, zu erfahren. Und, shame on me, Schande über mich: Ohne Angabe einer Referenz, bei der ich mich persönlich bedanken könnte, erhalte ich postwendend die Adresse der MJJJ Productions in Hollywood (MJ steht für Dingsda, was die beiden übrigen JJ sollen, weiss ich nicht). Sofort wird ein Brief nach Hollywood gearmailed. Die Internationale Auskunft weiss die Telefonnummer der MJJJ Productions. An den drei darauffolgenden Abenden versuche ich, Bob Jones von MJJJ telefo-

nisch zu erreichen, um seine Faxnummer in Erfahrung zu bringen. Ein Ding der Unmöglichkeit: Jedes Mal werde ich bereits im Vorzimmer zum Vorzimmer abgeblockt. Und jedes Mal verspricht man mir bei MJJJ Productions, dass zurückgerufen wird. Chasch danke.

«CNN, ABC, CBS und NBC müssten doch wissen, wo der Typ zu erreichen ist!» geht es mir durch den Kopf. Und wer kennt die Faxnummern dieser Agenturen mit Sicherheit, wer? Exakt! Die Schweizerische Depeschagentur sda. Von Annette Müller kommt am nächsten Tag die Antwort: «Leider kann ich Ihnen betr. Fax-Nr. für CBS, ABC, NBC, CNN auch nicht helfen.»

Alex Dal Farra, kluges Köpfchen, PC-Freak und Arbeitskollege, taugt auch hier: Innert ein paar weniger Stunden treibt er zu Hause via Internet alle Fax-Nummern der vier Nachrichtenstationen auf. Thanx, Al-Egg's! CNN, ABC, CBS und NBC erhalten, in Abständen von zehn Tagen, je zwei Anfragen um Vermittlung. Richtig geraten, liebe Leserinnen und Leser, richtig geraten: Eine Antwort wäre eine Antwort. Henusode, American efficiency.

Und so geht eine meiner Realsatiren für einmal ohne Happy End zu Ende. Stimmt: Vielleicht war die ganze Sache wirklich falsch aufgezo-gen: Vielleicht wäre es tatsächlich cleverer gewesen, Bob Jones und Lee Solters von allem Anfang an wissen zu lassen, dass die Migros Bern im gleichnamigen Kanton tätig ist und dessen Hauptort wiederum Heimstätte der «Young Boys» ist. Michael Jackson wäre sicher Fan.

A Paris à velo on dépasse les autos...

“ In Paris überholt man mit dem Velo die Autos. So jedenfalls besingt es Joe Dassin in einem seiner Chansons. Paris ist immer eine Reise wert – wenn auch Herr Dassin selig in einem Punkt unrecht hat: Velofahrer hat es im Verkehrschaos der Seine-Stadt keine. ”

«Die Zollkontrollen finden im Zug statt» heisst es ab Lautsprecher im TGV (Bern ab 06:56 Uhr) kurz vor der französischen Grenze. Stellt sich die Frage: Wo denn sonst? Auf offenem Feld? Im nächstgelegenen Bistrot? Quoi-qu'il-en-soit: Reisen bildet. Besagt zumindest ein Sprichwort. Und so gehört es auch für den Paris-Reisenden zum guten Ton, dass er sich in offiziellen Broschüren seriös und comme il faut auf seinen bevorstehenden Besuch vorbereitet, so zum Beispiel im «kostenloshen Führer» der auf «Seine-Rundfahrten» hinweist. Merken Sie öppis? Je aussi. In besagter Broschüre (Version Deutsch / Spanisch / Schwedisch) finden sich viele bemerkenswerte Hinweise in bezug auf «Ermässigung» für Paris-Besucher sowie Inse-
rate von Dienstleistungsbetrieben auf dem Tourismussektor. So empfiehlt sich eine Kleinstreederei für eine «Privat Kreuzfahrt auf einer Luxusyacht», mit freier Auswahl des «Fertigmenü-lieferanten.» Bernard Dieu Philippe, einer, der offenbar söttige Fertigmenüs herstellt, vermerkt einige Seiten weiter hinten in einem Inserat, dass die Gedeckzahl seiner Anlässe «undegrenzt» ist. Encore des questions? Wenden Sie sich vertrauensvoll an ihn. Laut Schweden-Version ist er

spezialisiert auf «Bröttop, byfeer, luncher, cocktail – och andra mottagningar (obegränsat antal kuverts)».

Einmal in Paris angekommen, sind die Taxifahrer für viele Touristen die ersten Pariser, mit denen man ins Gespräch kommt. Das lohnt sich auch, um pointierte Meinungen zur Weltpolitik zu hören. Ein Tip vorab: Sprechen Sie nur mit geschlossenen Augen, damit Sie nicht mitbekommen müssen, wie die unvorsichtigen Fussgänger nonstop ins Fadenkreuz des Sternes auf der Motorhaube genommen werden. Ein richtiger Horror. Affrö. Aus aktuellem Anlass wird unser Fahrer zu Sinn und Unsinn der französischen Atombombenversuche im Südpazifik befragt. Seine Ansicht deckt sich wohl 1:1 mit jener des Monsieur Chirac: «Pour maintenir la paix, il faut préparer la guerre.» Um den Frieden zu sichern, muss man den Krieg vorbereiten. Und überhaupt, den wirklichen wirtschaftlichen Aufschwung könne man nur schaffen, wenn man einmal alles so richtig zerstöre. Aha. Ob er diese wirtschaftlich hochinteressante These wohl bei Jean-Marie Le Stilo aufgeschnappt hat?

Paris steht im Sommer 1995 unter dem Schock der verschiedenen Attentate. Überall patrouillieren Polizisten. Diese Flics wurden aus halb Frankreich rekrutiert, was dazu führt, dass sie in Sachen Örtlichkeiten nicht immer so ganz à jour sind und die Touristen schon mal gründlich «is Gjätt» schicken. Aber immerhin: Bei Auskünften, während denen sogar ortsunkundigen Touristen die Haare zu Berge stehen («Le quartier latin? Le quartier latin? Attendez, eh ben, le quartier

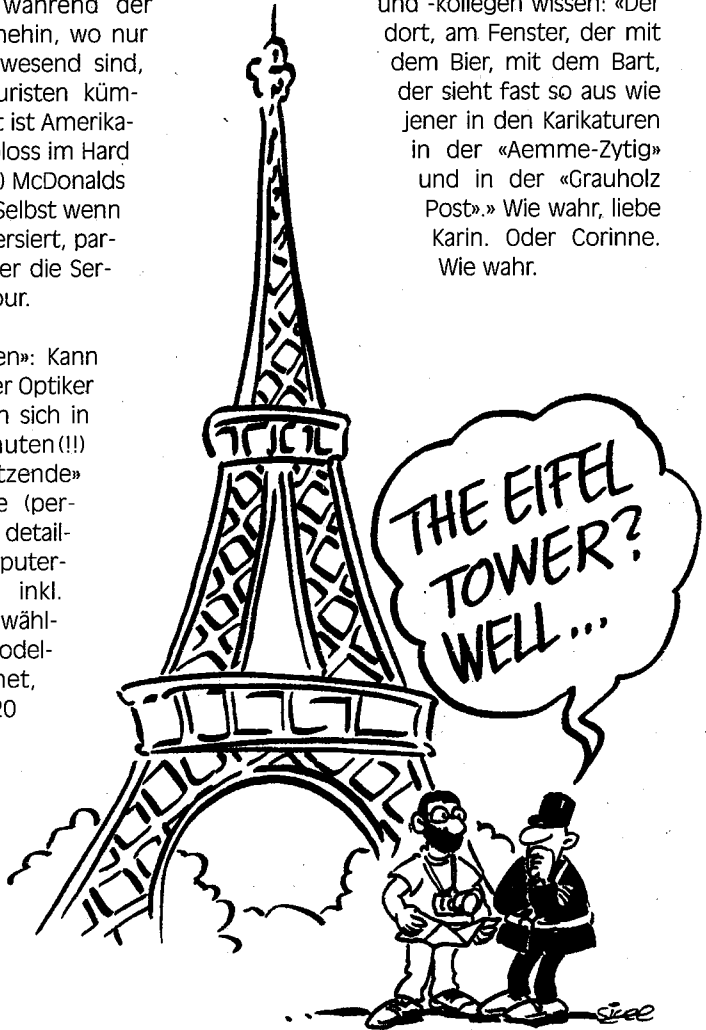
latin.... je crois que le quartier latin...»), geben sich die Vertreter der Staatsgewalt äusserst charmant, salutieren vor und nach dem Gespräch und lächeln zuvorkommend während ihrer eidesstattlichen Falschaussage. Den Leuten kann man nicht böse sein.

Franz-Kenntnisse sind in Paris vollkommen sekundär, während der grandes vacances ohnehin, wo nur noch jene Pariser anwesend sind, die sich um uns Touristen kümmern müssen. Gefragt ist Amerikanisch. Und das nicht bloss im Hard Rock Cafe, in den 31 (!) McDonalds oder im Crazy Horse. Selbst wenn man en français konversiert, parliert der Verkäufer oder die Serverin in English retour.


Zum Thema «Einkaufen»: Kann mir vielleicht ein Berner Optiker erklären, weshalb man sich in Paris innert 90 Minuten (!!) eine einwandfrei «sitzende» optische Sonnenbrille (perfekte Betreuung inkl. detailliertem Sehtest, computergefertigten Gläsern inkl. Sehkorrekturen, frei wählbares Gestell aus 40 Modellen) für, umgerechnet, sage und schreibe 120 Franken kaufen kann – währenddem ein ähnlicher «Kauf» hier in der Schweiz leicht das Fünf- oder Sechsfache kostet? Und bitte: Keine Ausreden, die Mieten seien in der Schweiz zu hoch. Der Laden, von dem ich

spreche, liegt an bester Lage im Zentrum von Paris.

Heitere Episode dann auf dem Heimweg: Wie ich mir im Barwagen des TGV ein Bier genehmige, da lässt eine Karin oder Corinne aus Urtenen («Meine Eltern wohnen in Kirchberg») ihre drei, vier Reisekolleginnen und -kollegen wissen: «Der dort, am Fenster, der mit dem Bier, mit dem Bart, der sieht fast so aus wie jener in den Karikaturen in der «Aemme-Zytig» und in der «Grauholz Post.» Wie wahr, liebe Karin. Oder Corinne. Wie wahr.



Dividende: 21 Cents

 Worldwide Services, Inc.
Paying Agent For The Walt Disney Company
Attention Shareholder Services
4130 Cahuenga Blvd. Suite 310
North Hollywood, CA 91602

344,777

03208231 ⁹³⁻⁴⁷/₉₂₉

Payable At: Norwest Bank Kalispell, N.A.,
Kalispell, Montana 59901

Account Number 0000238478 Tax ID Number 000-00-0000 Record Date 01/10/94 Payable Date 02/18/94

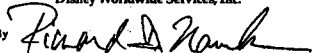
Pay To The Order Of
THOMAS BORNHAUSER
BEUNDEWEG 18
3033 VOLHEN
SWITZERLAND

PAY \$ *****0.21

If Your Tax I.D. # Is Blank, Invalid, Or You Are Non-Exempt, The Amount Below Represents 31% Backup Withholding In Accordance With The Interest And Dividend Tax Compliance Act Of 1983.

\$\$\$\$\$0.00

Disney Worldwide Services, Inc.

By 
AUTHORIZED SIGNATURE

⑆03 208 23 1⑆ ⑆092900477⑆ 808⑆ 122⑆

“ Schon mal versucht, bei einer US-Bank eine Einhundertfrankennote zu wechseln? Schöne Blamage, ebenso könnten Sie mit einer Dreihunderternote aufkreuzen, made by Ravensburger. Die Leute ennet dem Teich haben diesbezüglich null Ahnung. Was aber passiert hierzulande, wenn man bei einem Schweizer Geldinstitut einen auf eine US-Bank ausgestellten Check über satte 21 Cents einzucashen versucht? Ein Tip: Gehen Sie vorher unbedingt auf die Toilette, weil Sie sonst vor Lachen in die Hose machen. ”

MM bedeutet für mich, als grössten lebenden Walt-Disney-Fan, in erster Linie Mickey Mouse, DD steht für Donald Duck. Gottlieb Duttweiler und Karl Schwenk werden es mir verzeihen. Bei uns zu Hause hängt, folgerichtig, auch eine wunderschöne Walt-Disney-Aktie an einer Wand. Und weil die Walt Disney

Company, ein gesundes Unternehmen ist, schickt Onkel Dagobert jedes Jahr eine Dividende. Per Check. Meistens über 21 Cents.

Bankverein Shoppyländ. «Pardon, das sind ja bloss 21 Cents, haben Sie das bemerkt?» meint ein fröhlicher Banker. «Klar.» – «Aha, und diesen Check möchten Sie einlösen, jetzt, hier?» – «Selbstverständlich, oder glauben Sie etwa, wir wären dermassen reich, dass wir Checks zu Hause an die Wand kleben?» – «Haben Sie ein Konto bei uns?» – «Nein, aber ich will ja kein Konto eröffnen, sondern bloss diesen Check einlösen.» – «Das geht nur, wenn Sie ein Konto bei uns haben, und selbst dann kostet Sie das elf Franken Spesen.» Der Mann schlägt abschliessend vor, den Check einem US-Reisenden mitzugeben, damit jener «ihn» in Amerika spesenfrei einlösen kann. So mit Indossament und Signatur und so.

Migrosbank, Shoppyländ (bei welcher ich ein Konto unterhalte und wo man mich

kennt). «Herr Bornhauser, Verzeihung, ist das eines Ihrer Spässchen?» – «Nein, überhaupt nicht, geits no, ich möchte mir die umgerechnet 25 Rappen wirklich gutschreiben lassen.» Wie sich herausstellt, wären vier Franken Spesen zu bezahlen, und zwar nach folgendem Prozedere (Zitat): «Sie geben uns den Check, wir händigen Ihnen dafür eine Quittung aus, schicken das Papier nach Amerika und sobald wir das Geld haben, schreiben wir es Ihrem Konto gut, zuzüglich Spesen.» Dauert öppe fünf Wochen, schätzungsweise.

SBB-Change-Schalter im Hauptbahnhof Bern. «A joyful good morning, can I cash this check please?» bekommt der Mann zu hören, ganz offensichtlich von meiner MM-Krawatte und dem DD-Pin am Revers des Vestons beeindruckt (Krawatte und Pin habe ich absichtlich für die Banken-Tour angezogen). «No. We are not a bank.» kommt es retour. Und was ist mit den alten US-Eisenbahnaktien, die hier zum Kauf angeboten werden, ist das etwa keine Bank-Angelegenheit? Der Geldwechsler mag nicht stürmen: «Go to the Volksbank.» I do.

Volksbank im Hauptbahnhof. Der Schalterbeamte ist hässig, weil just vor mir eine umständliche Kundin die Kolonne am einzigen offenen Schalter auf sieben Leute hat anwachsen lassen. «Soll das ein Witz sein? Das sind bloss 21 Cents! Wissen Sie, wieviel das ist?» – «So ungefähr.» Nachdem er etwas von 18 Franken Spesen gemurmelt hat, beginnt er auf seiner Rechenmaschine loszuhämmern, als ginge es darum, weiss nicht was herauszufinden. «Das sind bloss 25 Rappen, Sie!» – «Na und?» Der Gereizte empfiehlt mir dahin zu gehen, wo der Pfeffer wächst, nämlich dorthin, wo ich ein Konto habe. «Kann ich bei Ihnen ein Konto eröffnen?» frage ich höflichst. Das

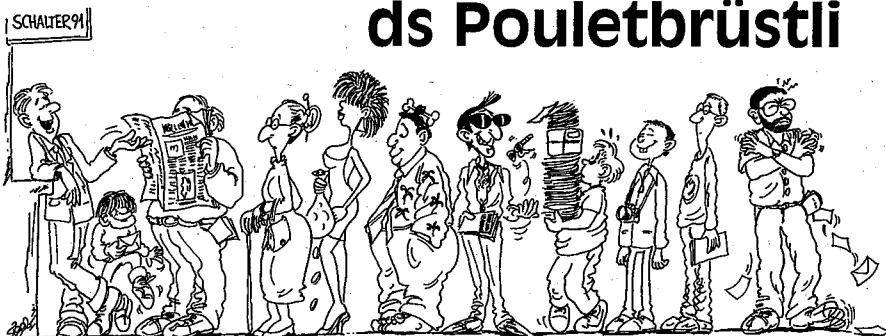
ist too much. Ich ziehe Leine, bevor es zu Handgreiflichkeiten kommt.

Bankgesellschaft Bubenbergrplatz. Eine offene Schalterhalle, wie in den USA, sogar den gelben «Bis-hierher-und-nicht-weiter»-Flughafen-Strich gibt es aus Indiskretionsgründen am Boden. Die SBG-Mitarbeiterin nimmt das Ganze auf die Spassige, lediglich bei der Bemerkung, «Das kann Sie bis zu 25 Franken Spesen kosten», wirkt sie ernst. Ich erkläre ihr die Sache mit der Aktie, der Krawatte und dem Pin. Sie lacht: «Seien Sie mir nicht böse und verstehen Sie mich bitte nicht falsch, aber an Ihrer Stelle würde ich auch den Check an die Wand hängen.» Bingo.

Unkonventionell mein Arzt, als er die Story zu hören bekommt: «Meine Tochter ist total Disney-verrückt, sie würde ausfliegen, wenn ich ihr den Check heimbringe. Kann ich Ihnen das Papier für einen Franken abkaufen?» Das nenne ich einen Deal, die Rendite gleich vervierfachen. Onkel Dagobert wäre stolz auf mich. Keine Angst, Herr Doktor wird sich bei der nächsten Rechnung schadlos halten.

(Aus «Sygseeso», 1994)

Ds Hübscheli u ds Pouletbrüstli



“ Der unaufhaltsame technische Fortschritt – hat hier jemand Fortschritt gesagt? – lässt Episödden, die das Leben erst lebenswert machen, in Vergessenheit geraten. Was ist beispielsweise schon das dekadente, fehlerfreie Korrespondieren auf einer Textverarbeitungsanlage im Vergleich zum mühseligen Briefeschreiben auf einer Vorkriegs-Underwood, wo noch Finger Muskeln, Kohlendurchschlagspapier und TippEx-Blättchen gefragt sind? Eben. Und auch die Banken und die PTT mit ihren automatischen Zahlungsaufträgen und dem bargeldlosen Zahlungsverkehr machen sich bei unserer Verarmung mitschuldig. ●●

Langsam aber sicher gehöre ich einer aussterbenden Spezies an: Jener Gattung nämlich, die ihre monatlichen Zahlungsverpflichtungen noch höchstpersönlich am PTT-Schalter vornimmt. Mit gelbem Quittungsbüchlein, im PTT-Fachjargon Empfangsscheinbuch genannt, dreimal durchgerechnetem Additionszettel und allem, was sonst noch so dazugehört. Und das selbstverständlich

– wenn schon! – jeweils am letzten Samstagmorgen eines jeden Monats zwischen neun und zehn Uhr, exakt dann nämlich, wenn sich Hunderte von (noch) Gleichgesinnten vor den Ein- und Auszahlungsschaltern zu treffen pflegen.

Die Ausgangslage mit der alles entscheidenden Frage bei diesem zwölfmal jährlich stattfindenden zeremoniellen Kreuzzug ist für sämtliche Einzahlungswilligen dieselbe: Bei welcher Kolonne stehe ich an? Wo kommt man aller Wahrscheinlichkeit nach am schnellsten zum PTT-Croupier? Wie oft im Leben, so sind auch hier die alten Hasen im Vorteil. Denn: Nur ganz, ganz selten führt die an Personen kürzeste Kolonne zum Erfolg. Menschenkenntnis ist gefragt, Kombinationsgabe, Kalkül, Selbst- und Gottvertrauen.

Falls Sie Schwierigkeiten bekunden, die Lage zu Ihrem Vorteil analysieren zu können, empfehle ich Ihnen wärmstens, diese Kurzgeschichte und Lebenshilfe herauszureissen und in Ihrem Portemonnaie aufzubewahren. Nachstehend die verschiedenen Kategorien von Zeitgenossen, wie sie sich an besagten Samstagen zu versammeln pflegen und was Sie alles von ihnen erwarten dürfen.

Der Schwätzer: Er kommt ausnahmslos in den Reihen der PTT vor. Hält sich immer zu zweit gut sichtbar hinter einem noch unbesetzten Einzahlungsschalter auf. Es geht dem Schwätzer nur darum, die wartende Kundschaft zu verunsichern und der trügerischen Hoffnung erliegen zu lassen, in wenigen Augenblicken könnte ein zusätzlicher Schalter aufgehen. Fehlanzeige: Der Schwätzer will bewusst provozieren und seine Macht unterstreichen. Mit Verachtung strafen. Faktor 10.

Der Unbekümmerte: Der Unberechenbare. Verkürzt sich die Wartezeit mit Zeitungslesen. Seine Unbekümmertheit führt aber mitunter dazu, dass sich Frechdachse von ihm unbeachtet vor ihm einreihen können, so dass sich die Wartezeit jener Kolonne verlängert. Faktor 5.

Der Oldie: Viele ältere Leute garantieren für eine rasche Abfertigungszeit, weil sie nurmehr wenige Einzahlungen zu tätigen haben und immer richtig zusammenzählen. Faktor 2.

Das Hübscheli: Jüngere, hübsche Damen sind echte Unsicherheitsfaktoren (wie so oft). Meistens handelt es sich um Coiffeusen, Verkäuferinnen oder Serviertöchter, die Unmengen von noch unsortierten Münzen umtauschen wollen. Gute Nerven sind Voraussetzung, wenn Sie diese Damen in Ihre Rechnung mit einbeziehen wollen. Faktor 7.

Der Hanswurst: Spielt gut sichtbar mit Mercedes-, BMW- oder, vorzugsweise, mit Porsche-Schlüsselanhänger (Fahrzeug von der Bank Prokredit gesponsert). Hemd meistens um einen Knopf zu weit geöffnet, damit das solariumgebräunte Pouletbrüstli zu sehen ist. Goldkettchen um Hals und Handgelenk.

Bringt es nie zustande, korrekt zusammenzuzählen, findet unüberhörbar alle Ausreden, weshalb dem so ist. Faktor 6.

Der Ausländer: Harmlos. Nur in ganz seltenen Fällen wird noch Geld auf die Umständliche nach Hause überwiesen. Berücksichtigt zu 99 % einheimisches Schaffen wie Steueramt (sofern nicht automatisch – sicher ist sicher – vom Lohn abgezogen), Berner oder Secura, Caritas, American Express und Betty Bossi. Faktor 4.

Der Lehrling: Die schlimmste Sorte. Wird vom Lehrmeister und den Mitarbeitern für private Botengänge missbraucht. Ist er scheinbar mit einer Einzahlung fertig, folgt die nächste, die übernächste... Faktor 8.

Der Tourist: Er steht lange und vergeblich für die berühmten Swiss stamps an und muss zum Schluss den Schalter wechseln. Die mit Abstand schnellste Sorte. Faktor 1.

Der Intellektuelle: Runde Brillengläser und so. Hat in der Regel wenig einzuzahlen, berücksichtigt per PTT höchstens WoZ, SPS, ISC oder WWF. Faktor 3.

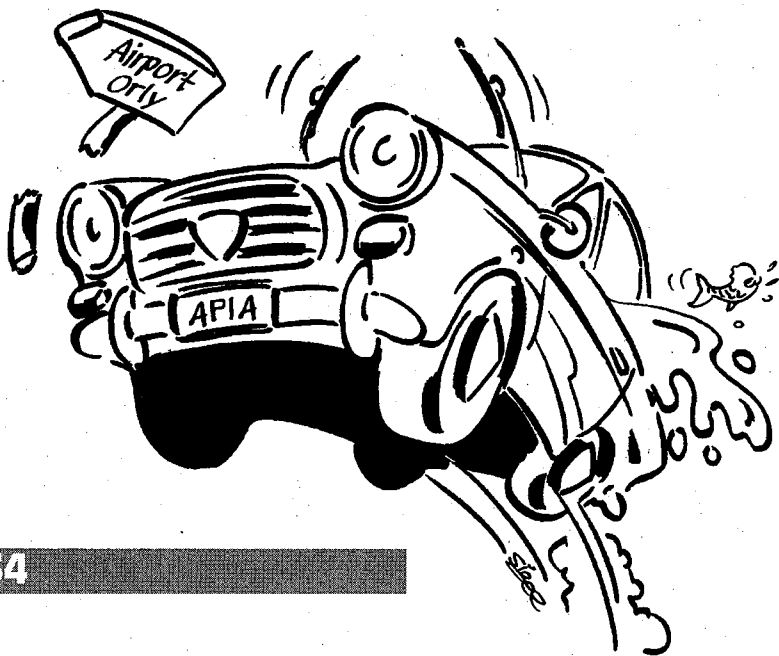
Die Summe aller Faktoren einer Kolonne dividiert durch die Anzahl deren Individuen ergibt einen Koeffizienten, der, liegt er, multipliziert mit der Anzahl Anstehender, im Bereich von Pi, ein kurzes und schmerzloses Anstehen garantiert (alles klar?). Vergessen Sie aber allen Hochrechnungen und Trendforschungen zum Trotz nicht, dass die Schalter samstags um 11.00 Uhr ... schliessen.

(Aus «Churz vor em Ablösche», 1992)

Alte Liebe rostet nicht

“ In diesem Fall ist es genau umgekehrt. Je länger meine Liebe zu Apia dauerte, umso rostiger wurde sie – und dies im wahrsten Sinne des Wortes. Stimmt: Die Rede ist nicht von einem weiblichen Wesen, sondern von einem Auto, meinem ersten, einem Lancia-Sportcoupé, Typenbezeichnung Apia. Wir schreiben das Jahr 1971. Es war Liebe auf den ersten Blick, damals, obwohl Apia, wie sich nadisna herausstellen sollte, wahrscheinlich alle Fehler zu bieten hatte, die so eine Schöne in eine Zweierbeziehung nur einbringen konnte. Kunststück, ist/war auch unsere Trennung nicht von schlechten Eltern... ”

«Das einzig Positive an deiner Apia ist,» so spotten pure Neider, «dass du sie nachts auf einem grossen Parkplatz nicht lange zu suchen brauchst. Du musst nur genau hinhören, wo sie vor sich herrostet.» Soso. Aber, um ehrlich zu sein: So unrecht haben die Kollegen gar nicht. Mal sitzt nämlich mein Bruder Christoph während eines Gewitters auf dem Beifahrersitz plötzlich knöcheltief im Wasser (weil Apia so löcherig ist), mal putzen die Wischer nicht wie vorgesehen die Scheibe, sondern die Motorhaube (weil Apia so reparaturanfällig ist), mal versagen während der Fahrt Fuss- und Handbremse gleichzeitig (weil Apia so eigenwillig ist). Aber äbe. Schön isch si gsi, wunderschön. U günschtig. Eine richtige femme fatale, die mich ein Vermögen



gekostet hat. Ach ja, von unserer Trennung wollte ich Ihnen doch erzählen.

Was Sie vorher noch unbedingt wissen müssen, damit Sie so richtig mitleiden können: Es regnet in Strömen, an diesem Pfingstsonntag nachmittag in und um Paris. Nonstop. Auf der Ring-Autobahn um Paris fahrend und im Schiff verzweifelt nach der Ausfahrt «Troyes» Ausschau haltend, ziehe ich, der besseren Sicht wegen, den Knopf für Stand- und Abblendlicht. Wohl ein bisschen zu stark, denn auf einmal halte ich Knopf samt Halterung in den Fingern, derweil Schrauben klangvoll auf das Kupplungspedal fallen. Ein merkwürdiger Geruch lässt zudem darauf schliessen, dass irgendwelche Kabel durchbrennen. Dass vorne in der Karosserie die Scheinwerfer zünden (und sich nicht mehr abstellen lassen), lässt sich aus zweierlei folgern: Zum einen durch die entsprechend leuchtende Anzeige im Cockpit, zum anderen durch das ständige Lichthupen des Gegenverkehrs. Merde (pardon!).

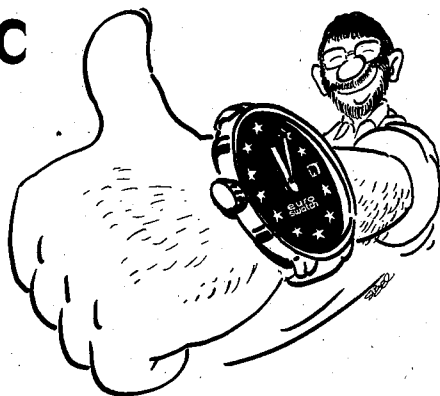
Weil Apia in ihrem Zustand für den Verkehr eine Zumutung ist (und zwischenzeitlich bloss noch mit einem Scheibenwischer funktioniert), nehme ich die erstbeste Ausfahrt und bemerke kurz danach einen einsamen Feldweg – ein idealer Ort, um Apia in Ruhe zu untersuchen. Dummerweise übersehe ich dabei vor lauter «Herrjessesgott» einen grossen kantigen Stein mitten auf dem Weg. Apia läuft mit Getöse auf den kleinen Felsen auf – und macht keinen Wank mehr, wenn wir von ihren noch immer tadellos funktionierenden Scheinwerfern einmal absehen.

Schon einmal versucht, in Frankreich an einem feierlichen Dimanche de Pentecôte den offiziellen Pannendienst zu

bemühen? Sollten Sie aber mal, unbedingt – so von wegen Realsatire und so. Kurz: Nach öppe vier Stunden, es nachtet bereits ein, und nachdem Apias leuchtende Augen von der Batterie abgehängt wurden, kommt ein inoffizieller Billigst-Pannenservice dahergerattert, zu fest-täglichem Höchstpreis (in bar, versteht sich). Apia hat sich das Gasband gerissen. Monsieur le Dépanneur improvisiert mit einem 350 schweizerfränkig teuren Draht: «Ça devrait aller, comme ça, jusqu'en Suisse», meint er. Sollte bis in die Heimat reichen. On verra.

Der Mann muss in Geographie Klassen-letzter gewesen sein: Noch bevor Apia und ich – Apia wieder mit ihren bezaubernd leuchtenden Augen – überhaupt richtig auf der Autobahn sind, beginnt sich der Draht zu strecken... Der Aéroport Orly ist bei der nächsten Ausfahrt angeschrieben. Wie in einem drittklassigen Film schafft Apia mit einem mächtigen Gump das Flughafen-Areal – zu mehr reicht es nicht mehr, mit rauchendem Motor bleibt sie stehen. Zu Fuss wird sie auf den Parkplatz geschoben. Cara, adesso non voglio più, j'en ai mare, i ma nümm. Ein zufällig anwesender Autohändler, den ich nachts, selber auf den nächsten Zürich-Flug wartend, im Flughafengebäude kennenlerne, bietet mir für die abgekühlte und äusserlich tadellos aussehende Apia einige hundert Francs, «pour cette belle voiture». Und so trennen sich unsere Wege. Würde mich noch wunder nehmen, was der Gute mit der widerspenstigen Schönen noch so alles erlebt hat.

Bo's Europa-ABC



☞ Diese Kurzgeschichte handelt von Europa, besser gesagt, vom Verhältnis vieler Schweizerinnen und Schweizer zu Europa. Dass es aber nicht bloss bei den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern harzt, beweist folgendes Episödchen: Ich will wissen, wieviele Sterne genau das Europa-Emblem aufweist. Telefonanruf ins EDA. Niemand nimmt ab. Zweiter Versuch: Die Telefonistin verbindet ins Niemandsland. Dritter Versuch. Jetzt kommt die Pressestelle zum Zug. «Das weiss ich doch nicht!» meint ein unfreundlicher Sprecher (ob es daran liegen mag, dass es erst 09:05 Uhr ist?). Er verbindet ins «Integrationsbüro». Aber auch dort kann eine freundliche Mitarbeiterin nicht helfen: «Ich weiss es nicht.» Allerdings erklärt sie sich, auf Anfrage, bereit, nachzufragen. Immerhin. ☞

A wie Autopartei. Hat sogar von selber gemerkt, dass sie überholt ist. Nennt sich seither anders.

B wie Blocker, Christoph. Volkstribun, Senkrechter. Verpasst Parlamentsabstimmungen schweizerischen Charakters, weil geschäftlich im Ausland unabkömmlich.

C wie Cotti, Flavio. Ministre des affaires étrangères. Eloquent und nett. Könnte niemandem etwas zu Leide tun.

D wie Däniken v. Erich. Hat Europa bereits verlassen und erhält Besuche von Ausserirdischen.

E wie Europa, EU, EWR oder ECU. Sympathisanten gelten in vielen Regionen der Deutschschweiz als Landesverräter.

F wie Frey Walter. Nationalrat, Sekundant von Blocker. Ist gegen EU, Liberalisierung und (fast) alles Unschweizerische. Verdient Millionen mit dem Import ausländischer Autos.

G wie Geld. Im Volksmund auch Chöle, Chlütter oder Stütz genannt. Für Schweizer gilt diesbezüglich: Nehmen ist seliger denn geben.

H wie Hayek Nicolas G. Selbst der Tausendsassa der Uhrenindustrie hat den Euro-Zug verpasst. Laut Verkaufsabteilung Swatch gibt es nämlich keine Euro-Swatch. Noch nicht?

I wie Igelstellung. Typisch schweizerische aussenpolitische Position. Igel werden auf Schweizer Strassen vielfach «übercharret», um es gut schweizerisch zu sagen.

J wie Je-ka-mi. Beliebtes Gesellschaftsspiel in Helvetien. Führt auch dazu, dass sich zum Schluss niemand verantwortlich fühlt (was wiederum vielen Politikern entgegenkommt).

K wie Kommunikator. Sprachrohr zum Volk. Grundlage jeder seriös vorbereiteten Botschaft. Der Ausdruck hat weder mit Muni noch mit Tor etwas zu tun, obwohl verschiedene Politiker darauf schliessen lassen.

L wie Liechtenstein. Macht uns vor, was Selbstsicherheit ist.

M wie Maspoli, Flavio. Ur-Antieuro-saurier. Lebt frei nach Schiller (aus «Wilhelm Tell»): «Der brave Mann denkt an sich, selbst zuletzt».

N wie «Nein». Erfreut sich im Land der sieben Zwerge hinter den sieben Bergen zunehmender Beliebtheit.

O wie Ogi, Adolf. Bundesrat. Sein Heimatort Kandersteg soll mithelfen, Brücken zu bauen, um den Röstigraben zuzuschütten. Das Berner Dorf wird deshalb künftig francophon ausgesprochen, als «Le-Pont-peut-il?».

P wie Partnerschaft für den Frieden. Die Grossstreitmacht Schweiz erwägt das Prüfen der eventuellen Möglichkeit einer unverbindlichen Anlehnung.

Q wie Quo Vadis? Siehe auch R.

R wie ratlos. Siehe auch W.

S wie Solidarität. Rechtschreibung ungewiss, da in keinem Schweizer Wörterbuch aufgeführt.

T wie Transitabkommen und Tonnen (28:40). Wird von vielen Zeitgenossen mit NEAT, Bahn 2000, Sion 2006 und Sierre-Brigue verwechselt.

U wie UNO und ihre Unterorganisationen. In Genf wegen ihrer Arbeitsplätze und Steuerzahler hochwillkommen. Siehe auch G.

V wie Vertrauen. Ist Bundesrat und Parlament abhanden gekommen. Sachdienliche Hinweise zum Verbleib sind erbeten an das nächste Fundbüro.

W wie «Was nun?».

X wie «xamtheitlech». Lieblingswort fast aller Politiker. Versagt auch europapolitisch bereits im ersten Anlauf.

Y wie Yoga. Hält z.B. den 80jährigen Yehudi Menuhin physisch und geistig fit. Wäre unseren Bundesräten zu empfehlen.

Z wie Ziegler, Jean. Enfant terrible. Und sagt zum Schluss endlich einer, die Schweiz wasche weisser, ist auch das falsch.

(Aus «Mynetwäge», 1995)

Chapuisat & Co 15,27% besser als Deutsche und Italiener!

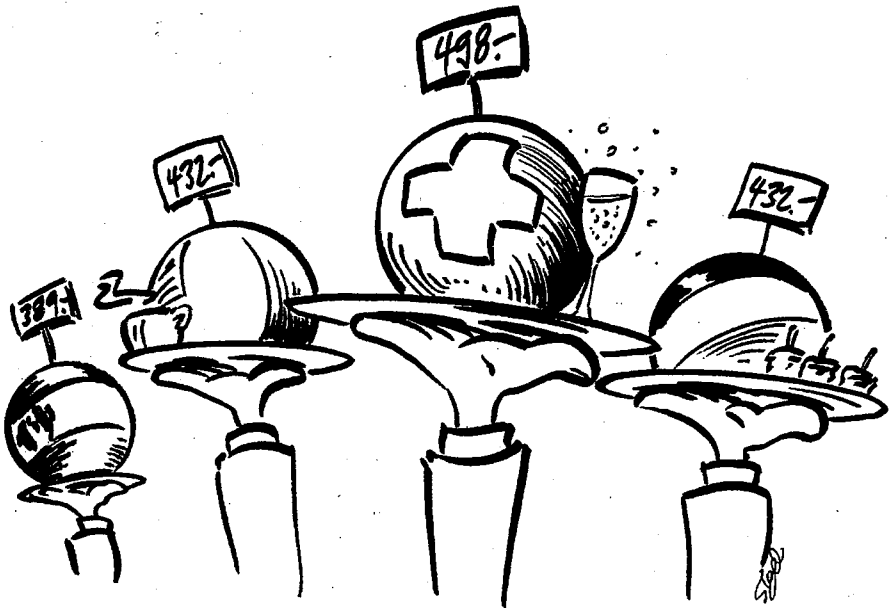
“ Gerade rechtzeitig zur Fussball-EM bietet Ihnen Ihr Realsatiriker in «Henusode» wieder einen Sportdienst der ganz besonderen Art: Von der Möglichkeit, in allerletzter Sekunde an Tickets für sämtliche Spiele der Fussball-Europa-meisterschaft in England heranzukommen, soll hier und heute die Rede sein. ”

Wie die Jungfrau zum Kinde kam neulich unser Fax zu fast ebenso Spektakulärem. Ohne dass jemand aus unserer Firma danach gefragt hätte, spuckte der Apparat eines morgens die dreiseitige Offerte einer in London beheimateten Bude aus, mit dem Angebot, uns mit jeder beliebigen Anzahl Tickets für jeden beliebigen Match der Fussball-EM dieses Sommers zu versorgen. Wow! Aber nicht nur das: Mit dem jeweiligen Billett erhält man auch zusätzliche Leistungen serviert, zum Beispiel einen «Ankunftskaffee». Oder «einen Empfang mit Champagner und Kanapes», weiters ein dreigängiges Essen, «Frei Getränke», Zeitungen vom Tage, einen reservierten Tribünenplatz (...), «uniformierte Hostessen» sowie einen Gastredner. Die Schweizer-Fans bekommen vermutlich einen gewissen Gottfried Dienst zugelost, der einen interessanten Vortrag über sowjetische Linienrichter und englische Torlinien auf heiligem Rasen halten wird. Allerdings: Es versteht sich, dass diese Tickets samt sämtlicher Dienstleistungen nicht ganz... billig sind.

«Pall Mall» heisst der Laden, der uns

dieses alles verspricht – mit der gleichnamigen Zigarettenmarke weder verwandt noch verschwägert. Da dort, zu London, immer gemäss Unterlagen, niemand Deutsch spricht, rufe ich morgens um zehn vor zehn, aus rein realsatirischem Gwunder, «Joanna or Louise» an (wo wohl Telma geblieben ist?). Und weil ich Englisch bloss in der amerikanischen Version beherrsche, verstehe ich den Mann bei «Pall Mall» kaum. Der Spur nach könnte er «Pall Mall, good morning» gesagt haben. Aber das ist jetzt eine Behauptung meinerseits. Ich erkundige mich nach Joanna oder Louise. Was daraufhin durch die Leitung in Richtung Kontinent rauscht, tönt nach «Ailonlybiinbins-sotti» oder so ähnlich. Bahnhof. Weil des Schottischen nicht mächtig, bitte ich den Herrn, mir seine Antwort nochmals langsam zu wiederholen. Holy shit. Dritter Versuch. Endlich kapiere ich, dass die Girls erst um halb zehn zur Arbeit kommen werden. Merke: The British Empire hinkt der Schweiz eine ganze Stunde nach. Wenn's nur das ist.

Nein, nein, ich will Sie ja nicht länger auf die Folter spannen: Sie möchten bestimmt wissen, was die Tickets für die jeweiligen Spiele kosten. Nun, das ist verschieden, je nach Spielort und, vor allem, je nach Spielstärke eines Teams (und wohl auch Kaufkraft der Fans). Das Eröffnungsspiel zwischen den Engländern und uns Eidgenossen wird pro Person mit 279.– angegeben. Wer das Heimteam dann gegen die Holländer sehen will, bezahlt 359.–, gegen die Schotten sogar 389.–. Bleiben wir vorerst bei den Schweizern: Am preisgünstigsten ist das Spiel gegen Holland: 229.–. Wer die



Schweizer mit den Schotten tschutten sehen will, der schreibt artig die Zahl 269 auf seine Anmeldung.

Jesses, öppis nicht ganz Unwesentliches hätte ich beinahe vergessen: Das alles sind Pound Sterling. Laut den Devisenkursen auf der Börsenseite in der letzten «Aemme Zytig» müssen Sie diese Zahlen husch mit dem Faktor 1,85 multiplizieren. Um dann, in der Hitze des Gefechts, nicht zu vergessen, auch noch 17,5% Mehrwertsteuer zu addieren.

Die Schweizer Elf gibt's demzufolge, umgerechnet, bereits «ab 498 Franken» zu sehen, Gastredner vom Dienst inklusive. Günstiger – weil fussballerisch vermutlich nicht ganz soweit wie wir Schweizer – sind die Spanier zu haben. Ab 389 Franken. In die gleiche Kategorie fussballerischer Entwicklungsnationen gehören, jedenfalls gemäss «Pall Mall»-Preisliste, die Bulgaren, Rumänen, Türken, Kroaten, Dänen und Portugie-

sen. Die Blauen aus unserem südlichen Nachbarland kosten immerhin «ab 432 Franken». Unsere lieben deutschen Nachbarn auch. Was lernen wir daraus? Wir Schweizer spielen um glatte 15,27% besser Fussball als die Deutschen und Italiener. Eine weitere Tatsache belegt diese Aussage: Das Spiel Deutschland:Italien ist günstiger zu haben als Schweiz:Schottland. Alles klar?

Knapp vor dem Zmittag beehre ich Joanna. Mich nimmt einfach wunder, ob man auch nur Tickets haben kann, ohne Tageszeitungen und Ankunftscaffee und so. You can. Das Eröffnungsspiel kostet dann bloss noch offizielle 380 Franken Und was sind schon 380 Franken im Vergleich zum Finalspiel, für welches «Pall Mall» 499 Pfund verlangt – 1085 Franken. Anreise und Übernachtungen nicht inbegriffen. Aber mindestens eine uniformierte Hostess.

Es ist nicht alles Geld, was glänzt...



“ Es sind meistens die Medien, die regelmässig mit Meldungen über die, wenn es um astronomische Renditen von Geld geht, schier unfassbare Leichtgläubigkeit von Menschen aufwarten. Aber auch Journis sind zum Teil erschreckend unkritisch. Im «Time Out» des Schweizer Fernsehens DRS wird im Frühjahr 1995 blauäugigst ein aufsehenerregender Bericht ausgestrahlt über einen, so scheint's, wundersamen Geldvermehrer, der, als neuer Clubpräsident, den finanziell arg gebeutelten FC Grenchen sanieren, vor dem Abstieg in die 1. Liga retten und, so ist jedenfalls ob dem präsidialen Geklotze am TV zu vermuten, schnurstracks in die Champions League führen will. ”

«Wir müssen das in der Öffentlichkeit zer-schlagene Geschirr wieder zusammenfügen. Wir wollen den Verein wieder in den Griff bekommen, den FC Grenchen in der Nationalliga etablieren und unser Konzept umsetzen. Unser Konzept schliesst einerseits die Sanierung und andererseits die Umsetzung neuer Marketingstrategien ein. Die Finanzierung würde, einfach gesagt, wie folgt ablaufen: Der neue Hauptsponsor, die Firma Swiss Money Marketing, der ich angehöre (als Direktor, der Autor), versucht Anleger davon zu überzeugen, Teile ihrer Rendite an Geschäften direkt dem FC Grenchen zufließen zu lassen. Unser Engagement läuft über drei Jahre und ist langfristig geplant. Ich stehe zu diesem Engagement. Das habe ich mit der Sicherstellung der ausstehenden Löhne bewiesen.» («Bieler Tagblatt», 3. April)

Der neue Präsident des FC Grenchen habe rund 800 000 Franken auf ein Kontokorrent überwiesen und damit sämtliche Schulden auf einen Schlag eliminiert: Diese Mitteilung, die in allen Regionalzeitungen kursierte, hat einen einzigen Nachteil: Sie ist falsch. «Auch für mich», erklärt der Präsident, «ist es natürlich nicht möglich, eine Summe in der Höhe von rund 800 000 Franken so schnell aufzutreiben.» Derzeit, so der Präsident, lägen ihm Zusagen in der Höhe von 1,8 Millionen Franken vor: «Diese Leute legen zwei Drittel ihres Geldes bei meiner Firma an und erklären sich vertraglich damit einverstanden, dass der Rest als «risk capital» beim FCG eingesetzt wird.» Darüber, wie denn die zwei Drittel des Gesamtkapitals innert zwei Jahren – wie beabsichtigt – rund 50 Prozent Gewinn abwerfen sollen, hüllt sich der Präsident in Schweigen. «Nur soviel: Es handelt sich um Geldanlagen auf dem normalen Markt.» («Bieler Tagblatt», 19. Mai)

In seinem Demissionsschreiben, das am Samstag via Telefax im Sekretariat des FC Grenchen einging, betont der zurücktretende Präsident, dass er die Finanzmittelbeschaffung für den Verein weder unter- noch abrechnen werde. Derweil die Spieler noch immer auf fünf Monatsgehälter warten und sich die Situation der Profis von Tag zu Tag verschlechtert, zeichnen sich im Vorstand jetzt Grabenkämpfe aus. («Bieler Tagblatt», 29. Mai)

Unglaublich! Ein Profi-Fussballer ernährt sich vier Tage lang von süssen, bunten Gummibärchen. Weil er kein Geld hat. Und dies mitten in der Schweiz. Beim bankrotten B-Ligisten FC Grenchen. Kürzlich brach Mittelfeldspieler Gabriel Prodan (27) abrupt das Training ab. «Trainer, ich habe Hunger», klagte der Rumäne. Prodan darf jetzt beim Vize-

Präsidenten zu Hause essen. («Blick», 8. Juni)

Um 21.47 Uhr war die Sache geritzt. Die Spieler starteten vor 800 Fans zur Ehrenrunde und feierten den Ligaerhalt. («Bieler Tagblatt», 19. Juni)

Der FC Grenchen wurde gestern von der Lizenzkommission des Fussballverbandes in die 1. Liga zwangsrelegiert. Möglich, dass der Verein in den nächsten Tagen gar die Auflösung beschliesst. («Bieler Tagblatt», 24. Juni)

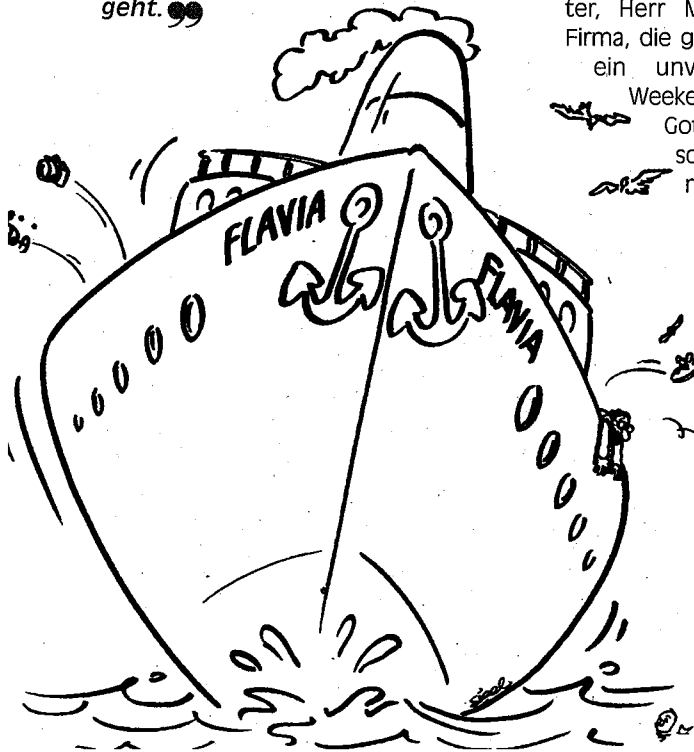
Bei genauerem Betrachten ist der Entscheidung der Lizenzkommission der Nationalliga logisch: Grenchen kämpft seit Jahren ums Überleben, lebte mit seiner Politik über seinen Verhältnissen und vermochte das Publikumsinteresse nicht zu wecken. Immer wieder gab es Probleme in der Führung, die sich in der Regel als inkompetent erwies und sich jeweils durch die Hintertüre verabschiedete. Der (letzte) Präsident und ominöse Sponsor hat das Geschirr dann endgültig zerschlagen. (Auszug aus einem Kommentar im «Bieler Tagblatt» vom 24. Juni)

Erklärt sich bis Ende März auch noch der letzte Gläubiger mit dem gerichtlichen Nachlass einverstanden, ist der FC Grenchen gerettet und nahezu schuldenfrei. Die Zeichen für die totale Gesundung des in die 1. Liga zwangsrelegierten Traditionsvereins stehen gut. («Bieler Tagblatt» vom 12. Dezember 1995).

PS: Wie sorglos und unkritisch gewisse Medien im Bereich «Sport» nach wie vor berichten, zeigt das Beispiel eines jugendlichen Laufwunders aus Schweizerlanden. Weshalb hinterfragt niemand dieses «Wunder»?

Das Schiff

„**Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Bekannt? Eben. Und deshalb wäre es wirklich unhöflich gewesen, den Wettbewerbspreis in Form einer Mini-Kreuzfahrt auszuschlagen. Gemäss Reiseprogramm wird die Reise folgendermassen verlaufen: Bahnfahrt Zürich-Genua, Kreuzfahrt Genua-Barcelona-Genua, mit mehrstündigem Landaufenthalt in Barcelona. Nach etwas mehr als 72 Stunden ist man, gemäss Programm, «zurück in Zürich». Wenn das bloss gut geht.**“



Meine Beziehung zu Schiffen beschränkte sich vor dieser Reise auf Dokumentarfilme über die Titanic und die Andrea Dorea. Geradezu optimale Voraussetzungen also für meine Jungfernfahrt. Vermutlich ist es dieser Verworrenheit (und nicht dem Hudelwetter) zuzuschreiben, dass ich in Zürich um ein Haar nicht den Zug nach Genua, sondern schier den SBB-Skiexpress besteige. Erst im letzten Moment bemerke ich den Irrtum – der vielen Skis wegen. Henusode.

«Ennet dem Gotthard.» so unser Reiseleiter, Herr Müller, Repräsentant jener Firma, die gut zwei Dutzend Gewinnern ein unvergessliches verlängertes Weekend bieten wird, «ennet dem Gotthard wird sich das Wetter schlagartig bessern.» O sole mio. Dass im Leben alles immer relativ ist, können die, so der Gewinnerbrief, «glücklichen Wettbewerbsteilnehmer» in Airolo feststellen: Meterhohe Schneeverwehungen, die unsere Vorstellung von der Sonnenstube Tessin arg ins Wanken bringen. Es geht weiter. Von einem Sottopassaggio zum nächsten Binario.

Als wir schliesslich wohlbehalten in Genova ein treffen, steht die Flavia (so heisst unser Schiff) schon da. Neben ihr ein Kreuzer, wobei letzterer mit einem Kreuzfahrten-Schiff nichts zu

tun hat. Es ist schon ein mächtiges Ding, so ein Schiff. Auch unsere Flavia. Mit den vielen runden Fenstern sieht es fast aus wie ein Tschömbotschett. Nur Fliegen kann Flavia nicht, aber das ist eine Behauptung meinerseits. Um 16:30 Uhr läuft Flavia aus. Es kann losgehen! Herr Müller erzählt etwas von Windstärke 7. Wunderbar, die Sieben ist meine Glückszahl.

Um 17:00 Uhr trifft sich unsere Gewinnertruppe zu einem Info-Apéro. Fantastisch, wie alles automatisch funktioniert. Sogar die Schwingtüren schwingen, gehen von selber auf und zu, auf und zu, auf und zu. Lediglich die Beleuchtung scheint schlecht eingestellt zu sein: Viele der Wettbewerbsgewinner werden bleich und bleicher. Herr Müller, zwischenzeitlich ebenfalls leicht wachsig im Gesicht, meint, wir sollen zurück in unsere Kabinen und uns zum Captains-Cocktail bereit machen. So etwas! Ein Cocktail mit einem echten Kapitän, wie in «Love Boat» und auf dem «Traumschiff». In der Kabine angelangt, bittet mich Peter Laube, zugeteilter und temporärer Zimmerpartner, um eine Kurpackung Tabletten gegen Reisekrankheiten. Ich übergebe sie ihm und nur wenig später darauf mich selber. Überwindung ist jetzt angesagt: Wie ein Schwerstbetrunkenere taste ich mich den Gang entlang in Richtung Oberdeck und plumpse, endlich dort angelangt, einem Händöpfusack gleich, in den erstbesten freien Sessel. «Das wird böse enden» geht mir es durch den Kopf – in Anlehnung an den Kult-Spruch aus dem Kino-Klassiker «Zur Sache, Schätzchen».

Erstaunlich wenig Leute sind im Cocktailraum zugegen – und die wenigen, die es, auf welche Art auch immer, hierher geschafft haben, sind augenfällig mit sich selber beschäftigt. Herr Müller ist

ebenfalls abwesend. Nichts von mit einer Mitreisenden flirten und so. D'Stimmig isch, pardon l'expression, zum Chotze. Zum Glück hat es der Liebe Gott so eingerichtet, dass der Homo sapiens merkt, wenn sich ein diesbezügliches Malheur anbahnt. Fragen Sie mich nicht wie, aber auf irgendeine Geissart schaffe ich es, mich ohne nennenswerten Zwischenfall in die Kabine zu schleppen. Dort ziehe ich dann während der nächsten drei Stunden die traute Zweisamkeit mit der Emailschüssel der Gastfreundschaft des Käpt'ns vor. Mon Dieu, kann denn niemand dieser Riesenschaukel den Stöpsel ziehen und den Kahn versenken?

Der nächste Tag bringt zwar eine sogenannte Wetter-, nicht aber die erhoffte Magenberuhigung. Die von weitem sichtbare Küste wird noch immer schaukelnderweise an uns vorbeigezogen. Die paar Mucho Machos, denen Flavia samt Stabilisatoren, Golf du Lion und Windstärke sieben nichts anhaben konnten, erzählen uns in Barcelona, wo die Mehrzahl der «glücklichen Gewinner» – Herr Müller inbegriffen – erstmals seit 24 Stunden wieder feste Nahrung zu sich nehmen kann, wie «grossartig» die Bordküche anscheinend sein soll: Kalte-, warme- und Dessert-Bufferets soweit das Auge reicht, das Allerfeinste vom Allerfeinsten. Scheint's. Bei der Aufzählung dieser gastronomischen Köstlichkeiten verschwinden zwei Gewinner in Richtung Toiletten – und lassen sich eine Zeit lang nicht mehr blicken.

Sehr viel mehr ist mir von dieser Kurzreise nicht geblieben. Vermutlich auch deshalb nicht, weil sämtliche Fotos... verwackelt und unscharf sind.

Wir Sandburgenbauer

“Vorfreude ist die schönste Freude: Ferien, namentlich als Badeferien gebucht, sind Synonym für blauen Himmel, Palmen, Sandstrand, glasklares Wasser und aufregende Badenixen. Nun will es aber der dumme Zufall, dass die Wirklichkeit zeitweilig nicht mit den Ferienprospektversprechungen Schritt hält: Dann nämlich nicht, wenn der unselige Petrus die Schleusen öffnen und die vorgegaukelte Postkartenidylle in eine triste Grau-in-grau-08:15-Uhr-Landschaft verwandeln lässt. In derartigen Momenten ist die Krea(k)tivität jedes einzelnen gefordert. Hier ein paar Tips für verregnete Badeferientage am Meer, welche, dies nur so nebenbei, übrigens an einem ebensöttigen verewigt werden.”

Entre nous: Unentwegte lassen sich von Regenschauern ohnehin nicht abschrecken – dafür/dagegen gibt es im Sportfachhandel wasserfeste Sonnencremes und Badeanzüge, imprägnierte Tennisbälle und Tischtennisschläger, Veloreifen, rutschfeste Jogging-Schuhsohlen und vieles andere mehr zu kaufen. Und für den Notfall, da tut's beim Fuss- ja auch sinnigerweise ein Wasserball, oder? Anyway: Für alle Unentschlossenen hier eine kleine Lebenshilfe.

Paradox bei der eingangs erwähnten Wetterlage ist an sich der Besuch eines Indoor-Kraftsaals, wird man doch auch hier spätestens nach zehn Minuten im

Do-It-Yourself-Verfahren pflotschnass. Aber, wenn wir uns schon hierher, zu den Freu(n)den schöner Götterfunken verirrt haben, möchte ich die Gelegenheit benützen, um ein für allemal mit einem Vorurteil auszuräumen und, vielmehr, eine Lanze für die austrainierten Bodybuilder brechen: Es stimmt wirklich nicht, dass diese Muskelprotze weniger Hirn als wir Nichtgebildeten haben – die Körpergebildeten haben das Zeug einfach gleichmässiger über ihren ganzen Körper verteilt. Voilà. Das musste doch ganz einfach einmal gesagt werden.

Ihnen ist – aus welchen Gründen auch immer – die väterliche Autorität abhandeln gekommen? Hakuna matata, kein Problem. Jene holen Sie sich bei Ihren Kids, im wahrsten Sinne des Wortes, spielend zurück: Mit dem Bau einer monumentalen Sandburg am menschenleeren Strand. Um Ungeschicklichkeiten tunlichst zu vermeiden, empfiehlt sich der Kauf des entsprechenden Spielsets («Wir Sandburgenbauer» / Ravensburger Bezugsnummer 98.205.001), wie es bei schlechtem Wetter an allen guten Strandbadboutiquen europaweit zu finden ist. Für wenig Erfahrungene sei zusätzlich die passende Fachliteratur ans Herz gelegt: «Architektonische Herausforderungen des Sandburgenbaus bei trockenen und feuchten Sandstrandverhältnissen» aus dem Verlag Hochparterre Zürich mit einem Vorwort von Chefredaktor Benedikt Loderer (erhältlich in allen einschlägigen Librarien).

In besagtem «Wir Sandburgenbauer» finden sich folgende, für den erfolgreichen Architekten, der seine Konstruktion

für einmal ohne Konsequenzen in den Sand setzen darf, unentbehrliche Utensilien: Eine Wegleitung zum Verschieben von bis zu 25 Kubikmetern Sandmasse, acht ausziehbare Profilstangen, ein einfaches Nivelierungsgerät, ein Theodolit zur Vermessen des Verschobenen, ein Winkelmesser, drei Senkbleie, ein Hygrometer, eine Wegleitung für kleine Baugesuche (gegen Aufpreis erhalten Sie sogar eine 355 Seiten umfassende Zusatz-Dokumentation für den Kanton Bern), ein Liter Sandkornfestiger (Spraydose garantiert FCKW-frei), sechs verschiedene, biologisch abbaubare Farben (wasserfest, vier davon fluoreszierend für perfekte Nachtaufnahmen), ein behelfsmässiger Sandstrahler inkl. Akku, ein Sand-Imprägnierungsspray, ein Säckli Schnellbindezement für das fachmännische Abdichten des obligaten Wassergrabens rund um die Burg, eine grafische Bauanleitung für die 22 handelsüblichsten Sandburgen Europas, zwei Kilogramm Ziersteine,

eine kleine Zugbrücke, ein Burgfräulein (Modell Barbie «Lorelei») sowie eine Piratenfahne. Achtung: Dies ist eine Wegleitung. Für grössere Erdbewegungen fragen Sie Ihren Strand- oder sprechen mit Ihrem Bademeister.

Wenn Ihnen und Ihren lieben Mitreisenden alle hier vorgeschlagenen Schlechtwettervarianten, verleidet und die Prognosen weiterhin lausig sind: Manipulieren Sie hemmungslos die offiziellen Wettervoraussagen von Radio/TV und Reiseleitung. Geben Sie sich Ihren Mitmenschen gegenüber als erfahrener Meteorologe mit besten Beziehungen zum Schnee- und Lawineninstitut Weissfluhjoch-Davos aus, sprechen Sie offen von bewusster Miesmacherei und gezielter Desinformation. Glauben Sie mir: Ein paar Tage lang wird man Ihnen für Ihre fachmännische Besserwisserie dankbar sein. Merke: Allerspätestens am Abreisetag wird sich die Wetterlage schlagartig verbessern. Und mit ihr die langfristigen Prognosen. Dem ist einfach so. Ecco. Und jetzt mache ich Schluss. Die Sonne meldet sich zurück. Schöni Ferie!



Un ora per voi



„Eine Stunde für Sie“ hiess sie, übersetzt, die erfolgreiche Sendung des Schweizer Fernsehens Mitte der sechziger Jahre für die italienischen Gastarbeiter. Eine echte «ora per voi», allerdings mit einer Art Schubumkehr, erleben jetzt, mit drei Jahrzehnten Verspätung, jene Eidgenossen in Italien, die für eine Diebstahlanzeige bei den Carabinieri anzutreten haben. So wie Borni, dem in Kalabrien Videokamera (inkl. Ferienkassette), Fotoapparat (inkl. Ferienfilm), Portemonnaie (inkl. Feriengeld), Basketballschuhe der in Süditalien gängigen Grösse 47 (inkl. Einlagen) und Rucksack (zum Abtransport) aus dem Hotelzimmer geklaut wurden. ☹☹

«Soll ich Dich begleiten und übersetzen?» fragt Reiseleiter Silvio Ruhoff von Hotel-

plan zuvorkommenderweise. «Nein, danke, ich kriege das schon hin.» Dabei... dabei bin ich in Sachen Italienisch mit meinem Latein rassig am Ende. Non parla italiano, emu nid guet. Zehn Minuten später stehe ich vor dem Polizeigebäude, einem Haus mit vielen Antennen auf dem Dach. Dem diensttuenden Beamten am Empfang versuche ich zu erklären, worum es geht. Er bittet mich, im Warteraum Platz zu nehmen. Keine fünf Minuten später darf ich, weil er vermutlich keinen «Dümmeren» gefunden hat, bei ihm persönlich vorsprechen. In seinem Büro steht ein riesiger TV (aha, deshalb die vielen Antennen), eingeschaltet. Laurel und Hardy geben sich die Ehre. An der Wand hängt ein Bild von Jesus, derweil, urbi et orbi, in einer halb-offenen Schublade ein Heftli mit unzweideutigem Inhalt zu erblicken ist.

Eines vorweg: Die Polizisten haben sich ob unserer Situationskomik mit Sicherheit ebenso amüsiert wie ich, bestimmt.

Mit Händen und Füßen wird dem Carabinieri der Tathergang geschildert: «La mia famiglia mangiare alle 6 mezzo, poi, piu tardi, alle 8 mezzo, la mia donna ritorno alla nostra camera. Video, camera, portofoglio, scarpe e rucksack fuori, wägg!» Die beiden Kameras sind/waren schwarz, nero, das ist einfach zu erklären. Das Portemonnaie hingegen braun. Heiland, was heisst denn braun in der Sprache Dantes? Zum Glück flimmert genau in diesem Augenblick ein TV-Spot mit der dunkelhäutigen Sängerin Anita Baker über den Bildschirm. «Guarda! Qui! Questo e braun!» – «Si, capito, marrone».

Haha. Sie amüsieren sich ob diesen Schilderungen? Nun gut, sollen Sie ja auch – aber versuchen Sie doch einmal, dem Carabinieri Antonio und dem zeitweilig anwesenden Brigadiere Maurizio, die beide kein Wort Deutsch verstehen, zu erklären, was ein Rucksack ist. Mein erster Versuch als Pantomime endet kläglich als Windjacke. Zweiter Anlauf, mit Wortgewalt: «Un rucksack, per picnic, capito? Sandwich qui, Coca Cola qui, vino rosso qui.» Bahnhof, die beiden Vertreter der Staatsgewalt schütteln den Kopf. Zwischendurch schauen wir alle drei auf den Bildschirm, lachen über Stan e Olio. Dritte Version: «Guarda, cosi, come all esercito, come le alpinisti, ma piu piccolo». Meine vermeintliche Genialität erweist sich als Fiasko, als rhetorischer Sendeschluss. Antonio schreibt etwas auf das amtliche Formular. Ich bin ja gespannt, was wir von der Berner Versicherung zurückerstattet erhalten. Einen Fallschirm? Eine Taucherflasche? Auf jeden Fall öppis für meinen Rücken. Vielleicht ein Happy-Bett.

Mein Protokoll wird auf einer uralten «olivetti Linea 98» mit breiter Schreibwalze aufgenommen, in dreifacher Ausführung, mit zwei Kohlepapieren dazwi-

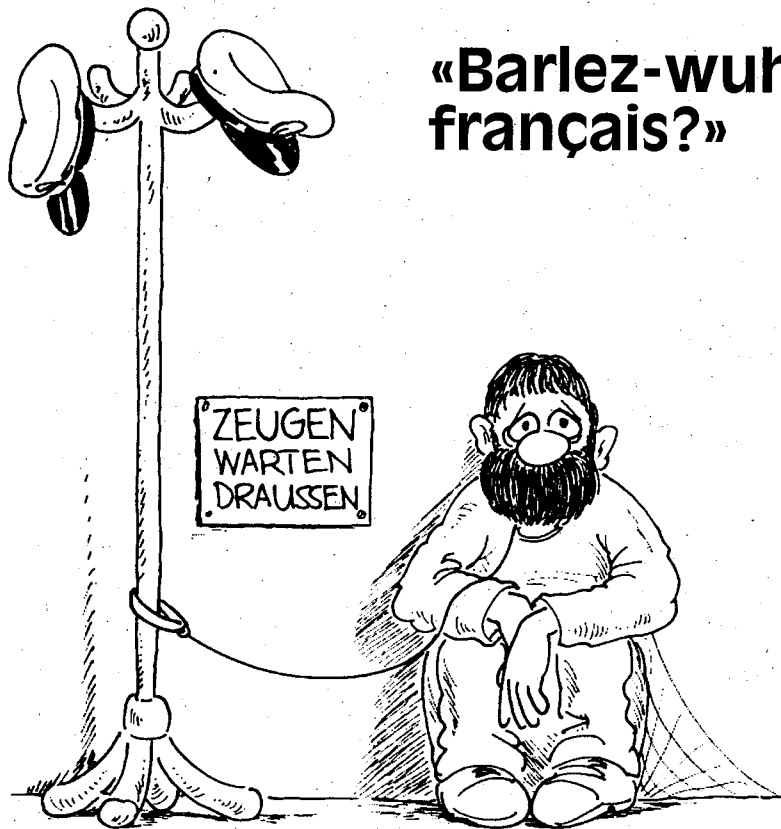
schen. Korrigieren ist da unabdingbar mit einer ausgekühlten Atemtechnik gekoppelt: Radiert kann nämlich nur werden, wenn gleichzeitig kräftig geblasen wird. Und umgekehrt. Glauben Sie mir: Es wird viel geblasen, an diesem Vormittag.

Als nach ungefähr 35 Minuten Carabinieri Antonio das Gefühl hat, so in etwa die Hälfte von dem verstanden zu haben, was ich zu gestikulieren versuche, da will er von mir die italienische Version ratifizieren lassen. Kein Problem, null problema. Just in diesem Moment kommt ein Kollege vorbei und fragt ihn, weshalb er mich den Tathergang nicht «in tedesca» schreiben lasse. Antonio reisst, von einem lauten «Vafangulo» (oder so ähnlich) begleitet, die Blätter heraus, zerreisst sie und lässt mich, mit drei neuen Formularen und zwei neuen Kohlepapieren bestückt, von vorne beginnen. In Deutsch. Prima. Nach fünf Minuten, gerade als ich fertig bin, kommt bereits erwähnter Brigadiere herein und bemängelt die Version «solo in tedesca». Antonio, die Nervenstränge inzwischen einzeln freigelegt, beginnt damit, auf einem Blatt alles nochmals in Italienisch einzusetzen. Dummerweise auf meiner Kopie, nicht auf dem Original, wo das Italiano hingehört. Also schreibt er, kein Witz, das Ganze nochmals ab.

Nach zweimal 45 Minuten sind wir soweit, wie im calcio. Am TV haben Laurel und Hardy inzwischen ausgescherzt, es folgt nun die Wiederholung einer Episode aus meiner (ehemaligen) Lieblingsserie, «Dallas». Schade, muss ich Antonio allein mit J.R., Sue Ellen, Cliff Barnes & Co. zurücklassen. Dort wär ig nämlich nahecho, um was es geht.

(Aus «Mynetwäge», 1995)

«Barlez-wuh français?»



„Klassiker & Evergreens gibt es überall, nicht bloss in den Kinos und am Radio. Selbst in der Hitparade für Realsatiren leben gewisse Erlebnisse immer wieder auf. Dass beispielsweise der Alltag beim Freund und Helfer sich ab und zu nicht standesgemäss à la Derrick, sondern eher wie beim Gendarmen in St. Tropez abspielt, das beweist die heutige Episode auf dem Polizeiposten Länggasse an der Berner Mittelstrasse.“

Hauptstrasse Sierre-Sion. Bereits im Rückspiegel ist er zu sehen, jener mit vier zusätzlichen Scheinwerfern ausgestat-

tete, tuningmässig zu einem unförmigen, hässlichen Frosch aufgeblähte Golf GTI, der, einem hellerleuchteten Weihnachtsbaum gleich, lichthupend ausschert und Wagen für Wagen überholt. Mindestens zwei korrekt entgegenkommende Fahrer müssen ausweichen, riskieren Kopf und Kragen, um dem Schwachsinnigen zu entrinnen. Auch unser Wagen entgeht nur knapp dieser Art von Car Wars.

Von den Mitfahrern werde ich, während einer eilends einberufenen Konsultativabstimmung, einstimmig dazu auserkoren, den Henker anzuzeigen. Weshalb denn immer ich? Das Ganze erinnert verdächtig an die Schulzeit in der Sek. Hochfeld. Als es damals im Winter jeweils

hiess, «Chumm mir schiesse e Schneeballe dürs Fänschter!», da war es fast immer dr Thomasli, der fatalerweise zur Tat schritt (und dann dafür meistens auch erwischt wurde), derweil sich die sauberen Kameraden aus dem Staub machten. Beat Reber, Carlo Colombi, André Nicolet, Philippe Huelin oder Sergio de Maddalena, und wie sie alle hiessen... (Ja, g e n a u euch Brüder meine ich!)

Henusode, nachdem ich die Sache dreimal überschlafen habe, begeben mich eines Morgens schliesslich doch zum Polizeiposten Länggasse. Der diensttunende Polizist (an seiner Uniform als solcher klar erkennbar), in die Boulevardzeitung blickend, erklärt sich im Anschluss an das korrekt ausformulierte Vortragen meines Anliegens für nicht zuständig. Sein für derartig heikle Spezialfälle offenbar eigens trainierter Kollege ist allerdings abwesend. Und überhaupt, ob ich mir das gut überlegt hätte? So eine Anzeige, die bringe, das könne er mir jetzt bereits sagen, erfahrungsgemäss nicht viel, bloss Unannehmlichkeiten, und sowieso, so ohne Zeugen, da... «Es gibt aber Zeugen, notfalls, ich stehe einfach stellvertretend für sie da, quasi.» Nachdem sich weiter herausgestellt hat, dass zeugenseits niemand mit mir verheiratet ist, montiert der Beamte die nächste Hürde auf dem Verhindernis-Parcours.

«Wissen Sie, voraussichtlich werden Sie mehrmals nach Sion fahren müssen, falls es eine Zeugeneinvernahme und anschliessende Gerichtsverhandlung gibt», gibt der Mann stirnerunzelnd zu bedenken. «Macht nichts», bekommt er zur Antwort. Aha... Sion liegt aber nicht unbedingt in der Nähe. «Wissen Sie, ich bin relativ viel in jener Gegend.» «Nun, das müssen Sie wissen. Aber eigentlich

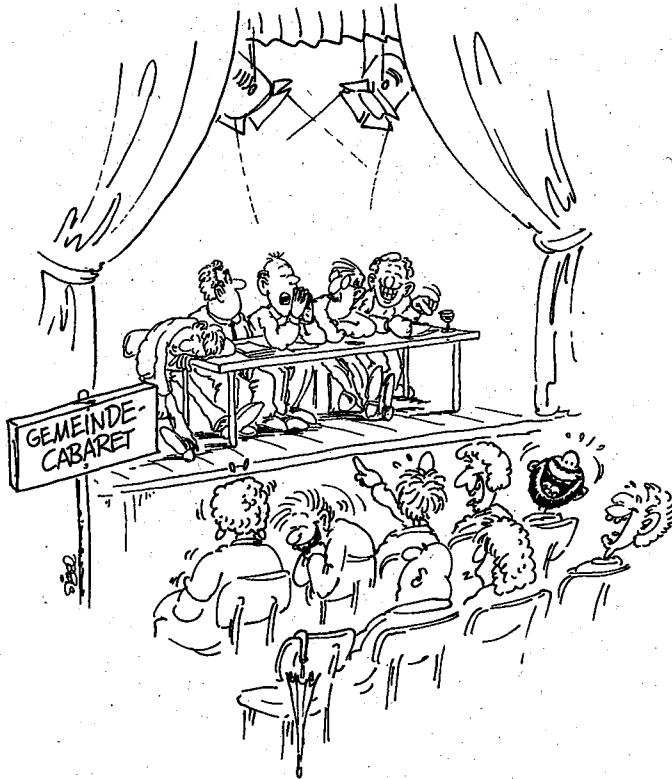
ist, zum Glück, ja nichts passiert. Aussage steht dann gegen Aussage. Wollen Sie es sich doch nicht noch einmal überlegen?» Nein, jetzt erst recht nicht. «Kommen Sie am Nachmittag wieder, und wenn Sie nicht erscheinen, brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen, wir wissen dann einfach, dass Sie es sich anders überlegt haben.» Uf Wiederluege, im wahrsten Sinne des Wortes.

Beim zweiten nachmittäglichen Anlauf ist Special Agent Cooper endlich da. Hinauf in den ersten Stock. Im Büro, in welchem mir Platz geboten wird, stehen noch eine leere Weissweinflasche und zwei ebensolche Gläser herum (womit ich aber explizit nicht behaupte, hier hätte zuvor eine Party stattgefunden!). Ich werde aufgefordert, alias Dale Cooper den ganzen Vorfall nochmals exakt zu schildern. «Sie bestehen also darauf, eine Anzeige zu erstatten?» Tue ich. «Entschuldigung die Frage, aber Sie wissen, dass die Zeugeneinvernahme in Sion in französischer Sprache geführt wird?» – «Soll ich Ihnen den Vorfall gleich en français in Ihre Schreibmaschine diktieren?» Ich muss nicht. Zwar verwechselt Cooper ein-, zweimal Sitten mit Sierre, resp. Siders mit Sion, aber ansonsten geht alles glatt über die Bühne.

Irgendwann einmal erhalte ich den Zwischenbescheid, man warte auf Bericht aus dem Wallis, worauf ich aufgebe. Was behaupten Sie da, liebe Leserin, lieber Leser? Die Anzeige wäre doch gar nie abgeschickt worden? Ich verbitte mir diese ungeheuerliche Feststellung! Aus Protest über Ihre verwerflichen Gedanken weigere ich mich, während der nächsten sechs Monate, eine Satire zu schreiben. Voilà! Augenzwinkernd...

(Aus «Churz vor em Ablösche», 1992)

Cabaret Rotstift zu Wohlen



“ Die allerschönsten Episoden schreibt noch immer das Leben, real existierende Satiren eben. Sollten Sie die Möglichkeit haben, direkt die direkte Demokratie in Form einer Gemeindeversammlung miterleben zu können: Nichts wie hin! Besonders empfehlenswert sind jene mit schon zum vornherein umstrittenem Budget. ”

Eine heisse Budget-Debatte ist angesagt, den Weg zum Versammlungslokal weisen Feuerwehrleute, vor der Turn-

halle Wohlen steht eine Ambulanz. Offenbar muss mit dem Schlimmsten gerechnet werden. Auf dem langen, gemeinderätlichen Tisch stehen die Namensschilder anfänglich noch verkehrt, weisse Seite gegen die Zuhörerschaft. Ob vorgängig ein «Was bin ich?» stattfindet? Welches Schweindr! möchten's denn gerne?

Der Moderator für den Abend sichtlich nervös, begrüsst. Die Stühle in der Turnhalle sind besetzt, er bittet, auf der Tribüne Platz zu nehmen. Der künftige Gemeindepräsident, Martin Gerber, dankt für seine Wahl, seinen geschlagenen Gegnern und für das zahlreiche Erscheinen. Er würde sich, nach eigenen Anga-

ben, freuen, ihm noch unbekannte Leute in Säriswil, Illiswil oder Mörigen persönlich kennenzulernen. Raunen in der Menge. Wo liegt Mörigen? Die Tribüne ist jetzt plein à craquer, Bänke werden gesucht. Der Moderator avanciert zum Hypernervösen. Die einstimmige Genehmigung des Protokolls der letzten Versammlung, Emilhaft vorgelesen, vermag ihn aber vorübergehend zu beruhigen.

Ein SP-Mann aus Hinterkappelen stellt einen Ordnungsantrag und fordert Rededisziplin, verstösst aber gleich selber dagegen. Ein nicht auf den Kopf

gefallener Bürger stellt den Antrag, die Traktandenliste total umzukrempeln und zuallererst darüber zu debattieren, ob überhaupt Geld zum Ausgeben vorhanden ist, statt umgekehrt. Erste Schlappe für die Politiker, das Volk stimmt zu. Nüt gsi, mit Warmloufe. Die nachfolgenden Äusserungen des Technischen Delegierten werden lediglich durch das Aufstellen zusätzlicher Bänke gestört. Macht nichts, die projizierten Folien sind ab Reihe vier ohnehin unleserlich, wie immer und überall. Und überhaupt steht die Leinwand nicht optimal: Wird sie nach rechts gedreht, motzen die Linken, und umgekehrt. Wie in der Politik. Herr Häusler, Pressechef der Stadt Bern, schliesst den Reigen der Ankömmlinge, knapp bevor die ersten Bürger die Turnhalle schon wieder verlassen.

Die Diskussion ist lanciert. Der Gemeinderat beantragt eine Steuererhöhung um vier Zehntel, die Finanz- und Geschäftsprüfungskommission um deren drei, es geht nichts über Einigkeit. Kopf oder Zahl? Herr Eichenberger möchte den Steuersatz belassen, wie er ist. Herr Sutter schliesst fünf Zehntel nicht aus, Herr Kurmann sagt kurz und bündig und klar, dass zwei genug sind. Herr Diskussionsleiter zeigt eine Folie, sie steht kopf, etwa so wie der gemeinderätliche Vorschlag. Ein FDP-Delegierter möchte seine Vorredner nicht wiederholen, tut es freundlicherwise aber doch. Schade, schlägt niemand vor, Wohlen mit einer Grossbank zu fusionieren, der Antrag hätte alle Chancen gehabt. Wie dem auch sei: Nach einem Abstimmungssalat à la façon du patron bekommen die Politiker den Hauptgang serviert. Zwei Zehntel sind genug. Und, als Omelette surprise: Bei ausgeglichener Rechnung.

Unmittelbar danach will der Gemeinderat den Erlass einer Neuregelung für die

Entschädigung der Behördenmitglieder beliebt machen. Anders ausgedrückt: Man möchte sich selber mehr Geld gönnen. Eh ja. Kohlen holen in Wohlen, sozusagen. Herr Sutter schlägt vor, dass alle Gemeinderäte, im Sinne der, ich zitiere, «praxisnahen Ausbildung in der Legislative einer Gemeinde» einmal pro Monat ihre ungelösten Probleme mit einer Erwachsenen-Schülergruppe besprechen, lösen und dazu erst noch Kursgeld zugunsten der notleidenden Gemeindekasse einspielen. Des is e Gaudi. Leider fällt sein Antrag durch, jener des Gemeinderates allerdings auch. Als Herr Dietenheim dem Vorstandsvorsitzenden coram publico einen Batzen für das nächste Bier spendiert, ist's für den Vizegemeindepräsidenten fertig lustig. Er will die Versammlung platzen lassen. Seine Kollegin und Kollegen überreden ihn. Schade, das wär was gewesen.

Als nächstes will die Gemeinde eine Liegenschaft kaufen, weil die Gelegenheit scheint's so günstig ist. Nun gut, zwar hat man kein Geld, dafür weiss man nicht, wie man das Gebäude in Zukunft nutzen will. Macht doch nüt. Als ein fachkundiger Bürger (nein, nein, nicht der Schreibende) Fragen zu besagtem Geschäft stellt, da wird er allen Ernstes darauf hingewiesen, dass dies nicht der passende Ort sei, sich finanztechnisch profilieren zu wollen. Momol, man hätte mir diese schnoddrige Antwort geben sollen. Hoppla, fast hätte ich es vergessen: Auch dieser gemeinderätliche Vorschlag ging bachab. Und ich vorzeitig nach Hause.

(Aus «Churz nach em Ablösche», 1993)

Ein Malör kommt selten allein...



“Freitag, der 13. sei so ein Tag, behaupten die einen. Andere wiederum trauen keiner schwarzen Katze über den Weg, schon gar nicht, wenn sie von links kommt. Apropos links: Die Frage, ob man mit dem linken Bein aufgestanden ist, rundet vorzüglich das Bild jenes Tages ab, von dem hier die Rede sein wird. Dem Pechtag. Borni hat jetzt auch einen söttigen, hochhoffiziell. ”

Währenddem viele Zeitgenossen in Fitnesszentren Indoor auf digital gesteuerten Laufbändern ihren Body shapen, renne ich lieber Outdoor in der freien Natur herum; genauer gesagt, auf dem Vita Parcours bei Uettiligen, zweimal die Woche (na ja, meistens). Heute jedoch fehlt mir bereits nach knapp 200 Metern Lauftraining die Motivation. Ich kehre um, spaziere gemächlich zum Roller und fahre nach Hause zurück, völlig verärgert, weil ich meine innere Unlust nicht zu überwinden vermag. Zu Hause, logo, eine verwunderte Ehefrau

(«Das isch aber schnäll gangel!»). Um niemanden der Familie mit meiner «Schysluune» zu belästigen, beschliesse ich, mich wenigstens nützlich zu machen: Der Borstenteppich im Hauseingang muss, da abgelaufen, schon längst ausgewechselt werden. Der entsprechende Ersatz wartet seit Wochen im Keller darauf, fachgerecht zugeschnitten zu werden.

Der «Neue», ungefähr 220 x 250 cm gross, wird auf der Terrasse ausgerollt, der «Alte» rausgerissen und auf die Neuauflage gelegt, damit ich exakt aufzeich-

nen kann, wo später der genaue Zuschnitt verlaufen muss. Nun werden Sie als regelmässige Leser dieser Realsatiren wissen, dass ich ein miserabler Handwerker bin. Selbst eine Simmentalerkuh versteht mehr vom Klavierspielen als ich vom Handwerken. Ein echter Don't-Do-It-Yourselfer, wirklich. Aber wenn ich mir einmal etwas in den Kopf gesetzt habe, dann tue ich es auch, oder versuche es zumindest (auch wenn nach dem Auswechseln einer gewöhnlichen Glühbirne im halben Quartier der Strom ausfallen sollte). Ecco: Der neu zugeschnittene Teppich – handcarved by Bo of Switzerland® – kommt in die Eingangspartie. Es kann losgehen. Weil bei Handwerklichem, Sie werden das leicht nachvollziehen können, immer nervös, beschlagen sich die Brillengläser sehr rasch. Das Gestell wird, der freien Sicht zuliebe, zur Seite gelegt. Spätestens nach drei Minuten Verlegens ist selbst von Nichtfachleuten festzustellen, dass der Bürstenteppich schätzungsweise vier, fünf Zentimeter zu kurz geschnitten und somit eine Zweihunderternote futsch ist. Gopfridstutz! Aus lauter Wut über den eigenen Pfusch drehe ich mich um und klopfe mit den Fäusten wutentbrannt auf den Boden, ohne zu merken, dass ich mit dem rechten Knie das Brillengestell zertrümmere. «Warum?», möögge ich durch das ganze Haus, «warum immer ich?»

Frau und Kinder versuchen ihren untröstlichen Vater zu trösten. Aber selbst der schnellklebende Industrieleim kann den Schaden an den beiden Bruchstellen der Brille nicht wieder ungeschehen machen. In dieser Situation hilft nur noch eines: Das Eremiten-Dasein. Also ziehe ich mich für längere Zeit zurück, die Tageszeitungen und einige Geschäftsunterlagen unter dem Arm. Im stillen Örtchen, so denke ich, kann nichts

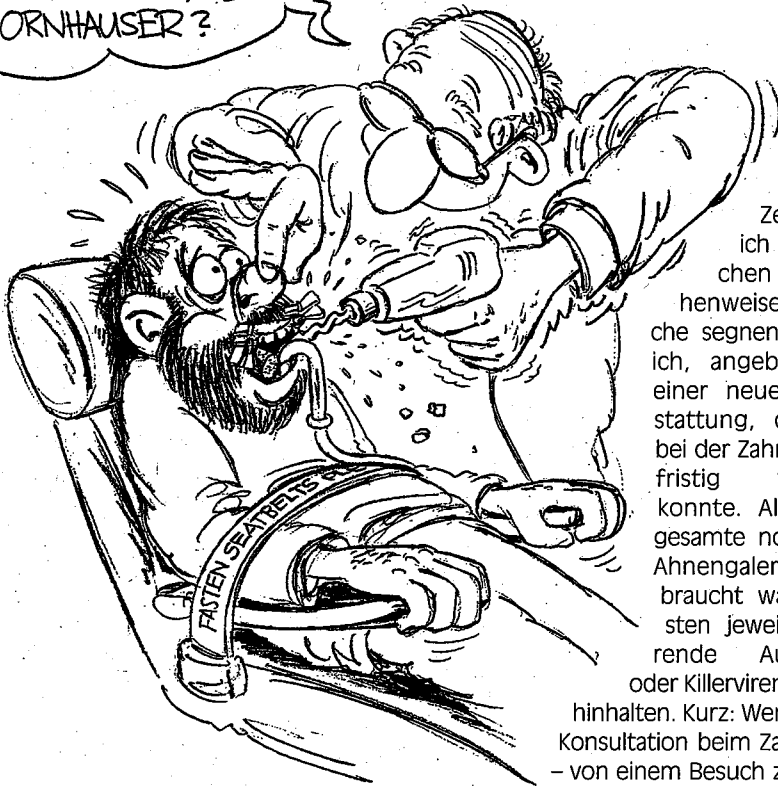
passieren. Irren ist offenbar nur allzu menschlich: Am nächsten Tag stehe ich nämlich sauber und glatt in der Drogerie und verlange erstmals nach einer Tube Procto-Glyvenol (Insider wissen Bescheid).

Weil ich am liebsten über mich selber lache, wird das Malheur am darauffolgenden Tag im Büro erzählt. Zuvor schenkt mir Martin Gerber, Kolonial-Mann bei der Migros Bern, eine Feige, neu aus Bio-Produktion. Mit der Dörrfrucht in der Hand marschiere ich zu Claudia Boess, rechte Hand unserer Chefin. «Muesch emau lose, was mir geschter passiert isch», beginne ich den Monolog. Wie ich fast fertig bin, beisse ich während einer Sprechpause in die Feige. Aua! Irgendöppis Hartes bricht mir einen halben Zahn weg. Bio-Mio! Claudia schüttelt es vor Lachen schier ab ihrem Stuhl. Und wie ich dann, einige Minuten später, beim Optiker vorspreche, da meint die charmante Christine Burri sec zu mir: «Schade, haben Sie versucht, das Gestell selber zu leimen. Weil der Leim den Kunststoff angegriffen hat, können wir nicht mehr schweissen.» Aha. Merke: Murphy'sches Gesetz.

Martin Schläppi vom M-Service Wankdorf freut sich: Demnächst können seine Mannen bei Bornhausers einen neuen Teppich legen und kassieren. Christine Burri von Heinzelmännchen Optik hat 385 Franken, die Drogerie 2000 im Shoppyländ Fr. 9.80 cash mehr in der Kasse und Felix Morgenthaler, Dentist zu Bern, erhält dieser Tage unverhofften Besuch.

Mmmpgüüggööngll...

NA, WIE WAR'S
IM URLAUB, HERR
BORNHAUSER?



Es gab eine Zeit, da liess ich meine Tanten gleich reihenweise das Zeitliche segnen, nur damit ich, angeblich wegen einer neuerlichen Bestattung, den Termin bei der Zahnärztin kurzfristig verschieben konnte. Als dann die gesamte noch lebende Ahnengalerie aufgebraucht war, da mussten jeweils explodierende Automotoren oder Killerviren als Ausrede

hinhalten. Kurz: Wenn es um die Konsultation beim Zahnarzt geht – von einem Besuch zu sprechen, wäre ja wohl vermessen –, dann

bin ich kein Feigling, dann bin ich bereits das übernächste.

“*Liesse man den Leuten die Wahl, so würden sich vermutlich nur die wenigsten nachts für einen einsamen Spaziergang durch den Friedhof entscheiden. Auch die arme Armee würde einen Aderlass sondergleichen erleben. Und: Wer geht schon gerne freiwillig zum Zahnarzt?*”

Vor vielen Jahren beglückte ich eine Dentistin im bundesdeutschen Grenzgebiet mit meiner Aufwartung; weil sie besonders billig bohrte. Dementsprechend preiswert präsentierte sich ihre Einrichtung: Folterstuhl, eher einem ausrangierten Coiffeurstuhl gleichend, und sichtbare Transmissionsriemen für den Antrieb des Bohrkopfes (blieb der Bohrer mal stecken, wusste man nie, was sich als

nächstes wieder zu drehen beginnt: Bohrer, Zahn oder Stuhl), aber immerhin leistete sie sich eine wunderschöne Gehilfin, frei nach der Devise «mit Zuckerbrot und Peitsche».

Meine, objektiv gesehen, ohnehin nicht grandiosen Chancen, die Angebotete einmal ausführen zu können, schwanden endgültig mit jenem Tag dahin, an dem ich bei einer zahnärztlichen Behandlung glatt ohnmächtig wurde und sich der Inhalt meiner Blase während dieser Augenblicke körperlicher Unpässlichkeit verselbständigte, wenn Sie wissen, was ich damit meine. Unmittelbar nach diesem Malheur geschah zweierlei: Ich beschloss, zu einem Dentisten nach Bern zu wechseln, und nahm mir gleichzeitig selber das Gelübde ab, Stunden vor einem Zahnarztbesuch nichts mehr zu trinken. Felix Morgenthaler benimmt sich zwar nicht unbedingt wie ein staatlich geprüfter Seelsorger, aber in Sachen Zahnarbeit ist er ein As. Trotzdem: Sein Porträt habe ich nicht auf dem Nachtschischen stehen.

Nach jeder letzten Runde eines Show-downs darf man bei Morgenthalers, in einem Anflug von Masochismus, auf einem Kärtchen Name und Adresse aufschreiben, damit der Meister acht, neun Monate später automatisch zur nächsten Kontrolle aufbieten kann. Selbstverständlich lasse ich diese Aufforderung jeweils ungenutzt verstreichen. Mein Peiniger lässt sich so leicht aber nicht austricksen. Im Gegenteil: Er legt einen Zahn zu, indem der nächste Marschbefehl hinterlistigerweise durch eine verführerische weibliche Stimme direkt ins Büro kommt. Bingo. Da muss man schon verdammt gut sein, um der Verlockung zu widerstehen. Nun ja, irgendwann gewinnt die Assistentin das ungleiche Spiel so oder so.

Jedes Mal, wenn ich bei der Praxistüre läute, da hoffe ich insgeheim, Dr. Morgenthaler sei krank, oder dass ein Stromunterbruch seine Apparaturen lahmgelegt hat. Nobis, jedes Mal die gleiche Enttäuschung. Die Assistentin öffnet die Türe und sagt, ihrer Berufsehre folgend, zähnefletschend: «Guten Tag, wenn Sie bitte noch einige Minuten im Wartezimmer warten wollen.» Verdammisiechnonemau, erstens habe ich ja keine andere Wahl, und zweitens, was soll man in einem Wartezimmer denn anderes tun, als warten? Nebelspalter und Schweizer Familien anzünden und die Liegenschaft in Schutt und Asche legen, vielleicht?

Apropos Liegenschaften: Die an sich noch schmerzfreie Kontrolle der Beisserchen ist im Grunde gar nichts anderes als eine lautstarke Bestandesaufnahme sanierungsbedürftiger Gebäude. Ab und zu sind auch Abbruchobjekte zu finden.

Ohne Spritzen läuft bei mir nichts, am liebsten würde ich mir auch eine bei/von der Dentalhygienikerin verpassen lassen. Nur die wenig erbauliche Aussicht, damit zum Gespött der ganzen Stadt zu werden, spricht vorläufig noch dagegen.

Felix Morgenthaler ist ein schweigsamer Schaffer. Das kommt daher, dass seine Patienten ihm ständig unverständliches Zeug zum besten geben. Kunststück, was soll man mit Klemmen, Schlürfer, Wattestäbchen, fremden Fingern, Bohrer und Spiegelchen im Mund noch anderes antworten können, als «Mmmpgüüggööngll»?

Aus «Churz nach em Ablösche», 1993)

L'Hôpital de Sierre



“ Seit vielen Jahren schon verbringen wir viele Wochenende und einen Grossteil unserer Ferien in Vercorin, einem wunderschönen Ort im Val d'Anniviers. Etwas haben wir dabei aber noch nicht herausgefunden: Ob es normal ist, dass wir regelmässig nach Sierre fahren müssen. Nicht zum Einkaufen, sondern ins Spital. Mal ist es eine Mittelohrentzündung, mal ein vermeintlicher Blinddarm, mal eine Lungenentzündung. Wir kennen den Weg mittlerweile par coeur. Und immer, wenn wir überzeugt sind, dass es für lange Zeit das letzte Mal war, dann... ”

Unglaublich, aber wahr: Den Ehepaaren Lottaz, Lüthi, Jenni und Bornhauser ist es

gelingen, alle acht Kinder für ein Wochenende bei den jeweiligen Grosseltern zu placieren und bereits am Freitagabend gemeinsam für ein Wochenende ins Val d'Anniviers abzurauschen. Fondue im Café de la poste, wo noch immer le Général Guisan von der Wand wacht, ist angesagt. Und Fendant, und le bon père, und Jassen, und laisser faire und so. Vor allem aber Skifahren. Bei schönstem Wetter.

Weil das Wochenende für die Nachwelt unbedingt im Bild festgehalten werden muss, kommt auch eine Videokamera mit auf die Piste. Wie ich den göttlich schwingenden Christian einmal live im Steilhang aufnehmen will, da fährt Michel von rechts ins Blickfeld der Kamera. «Mynetwäge», denke ich mir, «verfolgen wir halt Michel». Und siehe da: In langsamer Fahrt begeht er einen tele-

genen Kantenfehler, beginnt den fahrenden Spagat zu üben, kämpft akrobatisch gegen den drohenden Sturz an, fällt zu Schluss aber doch noch im Zeitlupentempo in den Neuschnee. «Klasse!», rufe ich ihm zu, «Dein Kunststückli ist von A-Z auf Video!». Michel interessiert das im Moment nicht – wie Christus am Kreuz liegt er auf seinem Rücken im Schnee. Regungslos. Mit blutender Wunde über dem Auge. Auch das noch.

Kurze Zeit später weiss er wenigstens wieder, wer und wo er ist. «Fürchterlich geknackt» habe es im Äcke, und «schturm» sei es ihm und «schwarz vor den Augen». Ich frage ihn, ob er Hände und Füsse bewegen kann. Er kann. Weil ein Sturer, versucht er, entgegen unserer Warnung, aufzustehen. Am liebsten würde er gleich wieder in die Hocke und weiterfahren: «Das geit scho wider verby.» Nach drei Minuten Diskussion lässt er sich aber überzeugen, dass der Röntgenraum im Spital Sierre jetzt der passendere Ort für ihn ist.

Borni geht als Fahrer und Übersetzer mit. Beim Empfang müssen die Personalien angegeben werden, wahrheitsgetreu. «Sa profession?» will die Dame für ihren Computer wissen. «Was bisch gnau vo Bruef?» Weil ich die exakte französische Bezeichnung für «Heizungstechniker» nicht kenne, befördere ich Michel der Einfachheit halber zum «Ingénieur». Würde mich interessieren, wie die Dame aus der Wäsche gucken würde, bekäme sie zur Antwort, der Mann sei Rechtsanwalt – spezialisiert auf Spitalpfusch. Lömer das. Auch die Religion scheint wichtig. «Catholique, plus ou moins», mehr oder weniger. Das findet Madame gar nicht witzig: «Gehen Sie in den Wartezimmer. Sie werden aufgerufen.»

Neben uns hocken drei Holländer, die perfekt Französisch sprechen. Oder sind

es drei Romands, die fliessend Niederländisch können? Mir kommt beides Spanisch vor, weil die Holländer in Überkleidern rumsitzen. Komisch. Erst als wir wieder zu Hause sind, klärt Michel auf: «Löu, das si Wallischer gsi, wo Wallischerdütsch gred hei.» Verraten hätten sie sich ab einem einzigen verständlichen Satz: «Das ischt hürä lang gange.» Henusode.

Monsieur le docteur bittet Michel zur consultation. «Ich werde ihn jetzt untersuchen, er soll mir sagen, wenn etwas weh tut» sagt er en français. Ich übersetze Michel. Der Arzt beginnt, Michel den Kopf abzdrehen. Plötzlich schreit er auf. «Auaa!». Ich übersetze: «Ça lui fait mal». Realsatire pur. Nach dem Röntgen stellt sich heraus, dass Michel stolzer Träger einer Kragenmanchette werden soll. Passt ihm nun überhaupt nicht. Er will, Schmerzen zum Trotz, wieder auf die Ski, sofort. Herr Doktor ist überzeugt, dass ich falsch übersetze, fragt nach. «Non, non pas du tout. Il veut aller skier. Tout de suite.» Das wiederum passt dem Arzt, der churzspitz noch den Computertomografen des Spitals amortisieren will, nicht. Zwischen Humanmediziner und Patient bahnt sich ein handfester Interessenkonflikt ab – und Borni steht zwischen den Fronten, darf das alles ausbaden. Geit's no?

Die Kinder des Michel Lottaz werden ihren eigenen Sprösslingen ein heisses Video ihres Grossvaters zeigen können: «Lueget guet, das isch dr Grossvati, 1995, bim Schifahre – itz gheit är de um, und in es paar Sekunde gset mer ne scho mit em Hals-Chrage.»


(Aus «Mynetwäge», 1995)

Air Force One

« In dieser Realsatire spielt der Lift eines Genfer Hotels eine zentrale Rolle, zwei Herren mit Namen Reagan und Gorbatschow ebenfalls. Die ungeheuerliche Tat geht auf das Jahr 1985 zurück. »

Sie seien zu fünft für die Betreuung der im Weissen Haus akkreditierten Journalisten während des Reagan/Gorbatschow-Gipfels in Genf verantwortlich, sagt der Vertreter einer US-Mission am anderen Ende der Telefonleitung. Und für deren Empfang im Hotel Intercontinental ist er auf der Suche nach weltweit bekannten Schweizer Präsenten für 300 Nachtischli. Swatch, Fendant und Armeemeser hat er bereits. Ob wir (ich war damals noch bei Suchard-Tobler in Neuchâtel beschäftigt) mit 300 400-Gramm-Toblerönern mitmachen könnten. Klar können wir. Sure. Mit der mir in die Wiege gelegten Bescheidenheit, sowie der Eigenschaft eines ewig talentierten Schwarzweissfotografen, frage ich zum Schluss so ziemlich unverfroren, ob es denn irgendwie möglich sei, dem historischen Treffen beizuwohnen, d'Nase z'vorderscht. Jetzt oder nie, it's now or never. Er glaube das kaum, versichert der Gesprächspartner glaubhaft, es gebe riesige Sicherheitskontrollen, bei der Journaliste sowieso. Für welche weltbedeutende Publikation ich, wenn schon, denn fotografieren oder schreiben würde? «Für unsere Personalzeitung, die SUTO PRESS, und da gibt es sogar einen Exklusivbericht über einen gewissen Henry Kissinger vorzuweisen, weil der gebürtige Fürther einmal Zugpferd an einem

DELEGUE	
Nom.	
Prénom.	
Fonction, AF-1	
RENCONTRE	
REAGAN - GORBATCHEV	
GENEVE - Nov. 1985	



Suchard-Tobler-Symposium war und ich Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen», lautet die schicksalsschwere Antwort. Der Diplomat ist beeindruckt, vor allem als er Textpassagen vorgelesen bekommt. Der Ex-US-Aussenminister erweist sich für mich als Schlüssel zum Erfolg. Wer Henry K. schon mal journalistisch aufbereitet hat, der kann so schlecht gar nicht sein. Ich solle, so heisst es, am kommenden Mittwoch exakt um 13.30 Uhr einen genau beschriebenen Lift im Hotel Interconti besteigen, hinauffahren und, im Lift, auf weitere Anweisungen warten. Er wolle sehen, was sich machen lässt. Versprechen könne er allerdings gar nichts. Und überhaupt, wie ich denn aussehen würde? Wie in einem Spionageroman.

Als der grosse Uhrzeiger im Interconti sich der magischen 30 nähert, da wird die Kehle trocken, der Puls flattert, der Magen rumort, das Herz fällt in die Hosen, die Knie versagen ihren Stützdienst, Schweiss perlt auf der Stirne und unschöne Szenen vom gewaltsamen Ende einiger Spione kommen in den Sinn. Anyway: Rein in den Lift, so eine Chance kommt nie wieder. Zusammen sind wir elf adrett gekleidete Amerikaner, tschägget! Hose, weisse Kurzarmhemden, Krawatten. How are you? Etage um Etage nimmt unser Lift an Inhalt ab, zum Schluss, ab 10. Stockwerk, sind wir noch

zu zweit. Die Spannung ist unerträglich. Plötzlich drückt der andere den Stoppknopf. «Bornhauser?» Er würde bestreiten, mich jemals gesehen zu haben, und lässt auffällig einen hochoffiziellen Ausweis hochinoffiziell auf den Boden fallen. Der Lift fährt weiter, im nächsten Stock steigt der Unbekannte aus. Ich bücke mich und betrachte die Karte. Seit einigen Sekunden bin ich jetzt offizielles Mitglied der AF1. AF1 steht für Air Force One. Das ist bloss das Flugzeug des Präsidenten. Einen Namen habe ich auch, aber der sei selbst hier nicht verraten.

Das ungefähr 64 cm² grosse AF1-Kärtchen öffnet mir Tür und Tor, erst einmal jene zum Internationalen Pressezentrum. Sofort decke ich mich mit herumliegenden Pressecommuniqués ein, tue wichtig, talke mit den Kollegen Hug (Schweizer Fernsehen), Kronzucker (ZDF), Friedrichs (ARD), Ronald Reagan jun. (Playboy) und Tom Brokaw (NBC) small, kaufe eine günstige, aber seither nie mehr gebrauchte Nikon-Reporterjacke und fotografiere sicherheitshalber Crossfotos der beiden Hauptdarsteller. Just in case, falls wir uns nicht persönlich vorgestellt werden sollten, beim gemeinsamen Znacht, oder so. Ansonsten tut sich vorerst nicht sehr viel. Immerhin ist eine Pressekonferenz der US-Delegation vor ausgewählten Vertretern der Weltpresse um 5 PM angesagt; also disloziert die Medienprominenz wieder zurück ins Interconti. Dort kommt es dann zu einer dramatischen Begegnung: Hansueli Trachsel vom «Bund» muss vor der Türe bleiben. Zum Glück für mich reklamiert er nicht lautstark, wie er Schoggi-Borni reinspazieren sieht (als ich ihm the day after auf Anfrage seinerseits die Geschichte im Detail erzähle, da meint er trocken: «Das ist so unglaublich, das darf ich ja nicht mal publizieren!»).

Bevor es zu offiziellen Verlautbarungen zuhanden der akkreditierten White-House- und Chocolate-Press kommt, ist die Ankunft von US-Aussenminister George Shultz angesagt. Marsch zur Empore, wo die Meute den Eingang des Hotels übersehen kann. Warten auf George. Plötzlich: Reifenkreischen, Hoteltüren auf, Sicherheitsbeamte rein, der US Secretary of State kommt. Dann, plötzlich Panik. Die Lady neben mir beginnt zu schreien: «USA, out of Nicaragua!» und schmeisst etwas undefinierbares hinunter, knapp am Kopf von George Shultz vorbei. Die Bodyguards zerren Shultz aus dem vermeintlichen Gefahrenbereich. Geistesgegenwärtig fotografiere ich die Szene, bleibe dank dem Motor der Kamera am Ball (komme später allerdings weder beim «Bund» noch bei «Magnum» dazu, die Bilder zu vermarkten). Blitzschnell sind die Sicherheitsbeamten oben, die Dame überwältigt. Mir wird es schwarz vor Augen, jetzt kommt der grosse Schwindel aus. Personenkontrolle ist angesagt. Ich sehe mich bereits in den Klauen des FBI und CIA. You only live twice.

«Hey man!», sagt einer der Typen der Security, ich solle ihm schnell helfen. Ungläubiges Staunen. Der Ausweis! Als AF1-Mann gehöre ich ja zu denen. Ende gut, alles gut. Anschliessend schleiche ich mich jedoch rasch davon, höre noch kurz Präsdentensprecher Larry Speakes zu und verdufte unbemerkt. Als Vertrauensmann des Präsidenten weiss man ja schliesslich, was sich gehört.

(Aus «Churz nach em Ablösche», 1993)

Eine Fahrt durch die offene Psychiatrie

“ Der Titel dieser Kurzgeschichte stammt nicht von mir – die «Weltwoche» hat vor vielen Jahren einmal eine Reportage über eine Autobahnfahrt zwischen St. Margrethen und Genf so betitelt. Mal ganz unter uns: Erleben Sie das Autofahren beim «Swiss Open» auf der N1 anders? ”

«Das Auto ist die Verkörperung der persönlichen Freiheit» beschreibt der Berner Grossrat Heinz Stöckli von der Autopartei FPS in einem Leserbrief seine Einschätzung von Lebensqualität. Schön, dass es heutzutage noch bodenständige Zeitgenossen gibt, die mit wenig glücklich sind. Wenn dem tatsächlich so ist, wie Herr Stöckli behauptet, so wäre jedoch zwingend davon auszugehen, dass ein Auto seinen Fahrer verkörpert. Und umgekehrt. Ein Autobesitzer beispielsweise, der sein Fahrzeug mit zusätzlichen Scheinwerfern bestückt, müsste also, folgerichtig nach Stöckli, unterbelichtet sein; jemand, der seine, pardon, der die Kotflügel seiner Autokarosserie verbreitert, grossspurig. Nicht zu vergessen sind somit auch jene Lenker, deren Autoreifen zuwenig Profil aufweisen.

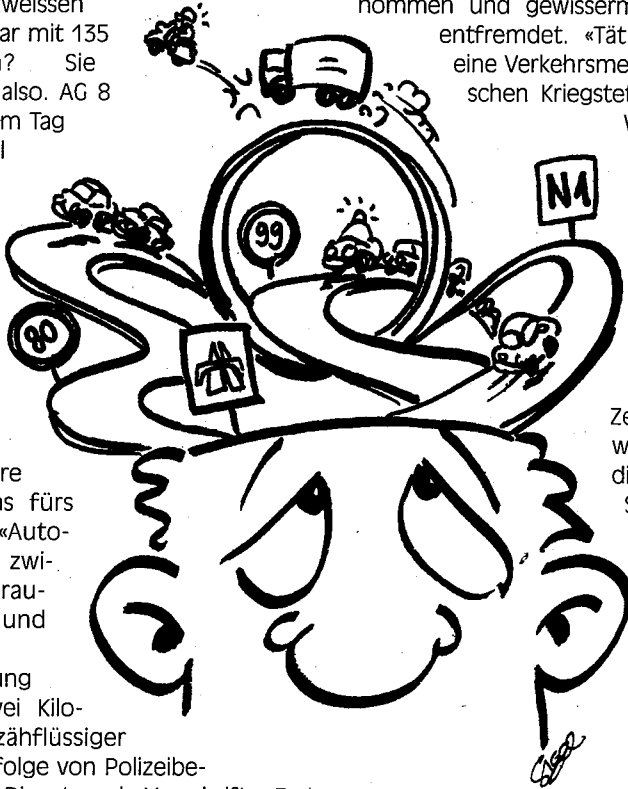
Rund um Bern gilt Tempo 80, scheint's. Aber eben: Fahren Sie doch mal mit 80 Stundenkilometer daher! Dass ich nicht lache. Ein fahrendes Verkehrshindernis ist man. Und weil ein solches den Verkehrsfluss gefährdet, fahren infolgedessen alle automatisch hochanständig 100 – wie gesagt, allein der Verkehrssicherheit wegen. Herr Stöckli wird das mit

Genugtuung zur Kenntnis nehmen. Erstaunlich brav geht es zur Zeit beim Grauholz zu und her, vor allem jetzt, da auf dem Viadukt noch gebaut wird und viele eine relative Panik vor den engen Fahrbahnen haben. Dann aber, nach dem Kulminationspunkt, auf der ersten richtigen Geraden Richtung Kirchberg geht es endlich los. GTIs, GTVs, GTEs (nicht aber GTBs), 190er mit Heckspoiler und dem guten Stern aus Untertürkheim sowie Mantas (deren Fahrer nun wirklich nichts dafür können) lösen sich aus der Masse anonymer Autofahrer. Donnerwetter, wozu baut die Industrie denn schnelle Autos? Und der Staat schliesslich Autobahnen? Äbe.

Die soeben beschriebene Spezies von Zeitgenossen ist aber vergleichsweise harmlos zu jenen, die bewusst Unfälle in Kauf nehmen. Der Trucker BL 7404 ist so einer. Weil er bergauf hinter einem langsam fahrenden Sattelschlepper fährt, wird er, logo, nonstop überholt. So auch von einem Roller (stimmt, das bin ich). Obwohl der Trucker den Roller mit eingeschaltetem Abblendlicht kommen sehen muss, schert er ohne zu blinken aus, so dass der ungleiche Zweikampf mit einem abrupten Abbremsen des Zweiradfahrers endet. Das Fenster auf der Beifahrerseite geht auf, heraus kommt die linke Hand mit aufgestrecktem Mittelfinger. Und zum Schluss schaltet der Wahnsinnige wohl absichtlich so, dass eine grässliche Russwolke den Roller einnebelt. Schade sitze ich. Der Mann hätte glatt eine stehende Ovation verdient.

Etwas vom Schlimmsten auf Autobahnen sind... Polizeiautos. Genauer gesagt: Jene

Polizeiautos, die exakt mit der jeweils vorgeschriebenen Höchstgeschwindigkeit auf der rechten Spur fahren. Diese Hüter der Staatsgewalt garantieren nämlich für den doppelspurigen Stau auf der Autobahn ebenso wie der Pfarrer für das Amen in der Kirche. Hand aufs Herz: Wer wird schon einen Orangenschwarzweissen mit 130, gar mit 135 überholen? Sie etwa? Na also. AG 8 ist an einem Tag so ein Fall einer amtlich verordneten, rasch wachsenden Verkehrsbehinderung. Wäre echt etwas fürs Radio: «Autobahn N1, zwischen Aarau-West und Aarau-Ost, Fahrtrichtung Zürich. Zwei Kilometer zähflüssiger Verkehr infolge von Polizeibe-
 amten im Dienst nach Vorschrift.» Erst nach ungefähr fünf, sechs Kilometern merken die Vertreter der Police Academy, was sie anrichten – und verlangsamten auf ungefähr 100: «Der Stau hat sich aufgelöst.» Der Freund als Helfer.



«Beromünster»? Ich bitte Sie! So kreuzfalsch, wie das offizielle Schweizer Radio regelmässig über die Verkehrslage auf dem Schweizer Strassennetz informiert, das ist doch nur mit Steinzeit-Methoden erklärbar. Ich vermute, unser Landessen-der habe bereits die ausgemusterten Brieftauben der Schweizer Armee entnommen und gewissermassen zweck-

entfremdet. «Tätütütütütütütü, eine Verkehrsmeldung. N1 zwischen Kriegstetten und Bern Wankdorf: 10 Kilometer Stau wegen Verkehrsüberlastung» ist heute auf dem Heimweg zu vernehmen. Just zu dieser Zeit befahren wir problemlos diesen Streckenabschnitt.

Fragt sich bloss, wo der Stau steckengeblieben ist?

Womit wir bei einem ausgesprochen heiteren Kapitel helvetischer Verkehrspolitik angelangt wären: Den Verkehrsmeldungen auf Radio Beromünster. Wie bitte? Sie stören sich an der Bezeichnung

«Papi, schämsch Di nid, eso ume z'loufe?»

☞ *Merkblatt für die Entlassung aus der Wehrpflicht 1995» ist er betitelt, der orangefarbene Zettel, der nach Hause geflattert kommt. Endlich einmal also Erfreuliches aus dem EMD. Nur die Unlogik der Leute um Adolf Ogi, die hat sich nicht geändert: Wie wohl stellen sich unsere Militärs das Tenü für den Heimweg vor? Tenü blutt? Denn: Laut offizösem Merkblatt muss man zwar im Ausgangstenü antragen, darf dann aber – hurra! – alles «auf dem Platze» zurücklassen. ☞*

Kein Witz: In die RS rücke ich 1970 mit dem Ziel ein, es später einmal mindestens bis zum Obst i Gst, mit schwarzen Doppelstreifen an den Hosenbeinen, zu bringen. Vier Wochen vor Schluss der RS lässt mich dann allerdings ein absolutes Traumangebot meiner damaligen Arbeitgeberin, der Schuhfabrik Henke in Stein am Rhein, alle un guten Vorsätze vergessen. Nicht so Hptm Claude Pauchard, der mich, mit welschem Akzent, «nächstes Frühling» umsverworgen in der UO wiedersehen will, weil ich selber es ja 13 Wochen lang so wollte. Wie ich der Generalität dennoch entronnen bin? Die UO – der Marschbefehl ist bereits eingetroffen – kann ich um ein Jahr verschieben, absolviere 1971 dafür meinen ersten WK. Und dort treffe ich auf verständnisvolle Vorgesetzte, die, mit meiner ausdrücklichen Einwilligung, über den Fk Bornhauser einen derart himmeltraurigen Bericht nach Bern schreiben, dass diesem Taugenichts wenig später

telefonisch (!) kundgetan wird, er brauche, so der Anrufer, «weder nächstes Jahr, noch sonst überhaupt je einmal in die UO einzurücken» (die versprochene schriftliche Bestätigung aus dem EMD habe ich bis heute nicht erhalten). Der über mich verfasste Bericht muss derart verheerend gewesen sein, dass es all die Jahre später nicht einmal zum Gfr gereicht hat.

Seit Jahren schon wartet meine persönliche Ausrüstung auf dem Estrich auf ihren grossen, auf ihren wichtigsten Tag, auf ihre Entlassung aus der Wehrpflicht. Drei Tage vor Besagtem wird Besagte aus Besagtem hervorgeholt. Völlig verstaubt – ein reines Wunder, flattern keine Fledermäuse aus ihrem Versteck. Unsere beiden Kinder staunen, noch nie haben sie ihren Produzenten nämlich in Grün gesehen. Die Kleiderprobe gerät zum Spiessrutenlaufen, denn jetzt mischt sich auch die Ehefrau genüsslich ein: «Säg emau, het dir die Uniform einisch wirklich passt?». Haha, luschtig. Und als ich unserer Claudia erzähle, dass ich «so», und nicht anders zur Inspektion muss, da meint sie, spontan, wie Kinder nun einmal sind: «Papi, schämsch du di nid, eso ume z'loufe?»

Mit sehr viel Mühe und noch sehr viel mehr Not schaffe ich mit dem Roller die zwei Kilometer bis nach Uettiligen, ohne dass ich, ähnlich einem Filet im Teig verpackt, aus allen Nähten platze. Im Effektsack kommen Jeans und T-Shirt für den Rückweg mit. Offizieller Parkplatz, laut Marschbefehl: Der Vihschauplatz. Dort angelangt, ist mit Befriedigung festzustellen, dass Borni nicht der ein-

zige mit Tenüproblemen ist. Ein Wehrmann bringt seinen Kittel gar nicht mehr zu, immerhin passt sein Ceinturon noch knapp, dies im Gegensatz zu jenem Gefreiten, dem der Gurt vollends zu kurz geworden ist – und sich mit einer Packschnur rund um die Taille behilft. Ueli Mischler aus Hinterkappelen, obwohl für meine Begriffe schlank, lässt verlauten, dass «seine» Hosen von einem Kollegen geborgt seien, weil... na, Sie wissen schon. Und Walter Rohner kommt gar mit weissem Hemd daher, comme il faut, wie es sich für einen Gemeinderat gehört.

14:30 Uhr. Laut Marschbefehl müsste es jetzt losgehen. Wir warten in der Turnhalle aber noch ein paar Minuten auf das Startzeichen, weil «einige Wehrmänner Parkplatzprobleme haben». Henusode. Wie dann alle da sind, fehlt nur noch mein Kollege Georges. Er wird zweimal ausgerufen. Vergeblich. Kein Wunder, Georges ist vor zwei Jahren gestorben.

Es gibt Ausrüstungsgegenstände, die muss, andere wiederum darf man abgeben (oder, wenn man will, behalten). Entlassungsfeierlerprobte Giele wissen das und warten vor der Turnhalle, hungrigen Tigern gleich, auf Beute. Manch einer geht später mit drei Ruck-, fünf Brotsäcken, vier Gamellen und zwei Paar viel zu grossen Ordonnanzschuhen nach Hause. Die Mama wird's sicher freuen. Nimmt mich bloss wunder, was die beiden Buben eines bekannten Gewerkschafters, ebenfalls abgehend, mit ihren vielen Bajonetten anstellen werden? Schwerter zu Pflugscharen?

Zum Schluss steht unser 200 Mann starkes Trüppchen im Ausgangstenü da. Diese Kleider müssen wir zur anschliessenden, offiziellen Abdankungsfeier tragen, danach können wir Hose und

Jacke kostenlos per PTT an das Kreiskommando retournieren. Lieber Adolf Ogi, als Chef des EMD: Können Sie mit dieser doch etwas, sagen wir es anständig, altherwürdigen Praxis nicht abfahren lassen und den künftig Abtretenden gestatten, dass sie alle Militärkleider sur place abgeben und in Zivilkleidern zu Offiziösem antreten?

Kreiskommandant Obst Egger – ein guter Typ – trifft während seiner Ansprache vor dem Nachessen (gestiftet von der Gemeinde Wohlen) ins Schwarze, schiesst eine richtige Mouche: «Es liegt mir persönlich sehr daran, dass Sie, liebe Wehrmänner, meinen Dank auch an Ihre Ehefrauen weiterleiten. Und wenn es Ihnen heute abend nicht mehr reichen sollte, dann doch bitte morgen...» Verstanden.



Figugegl!

«Offizielle Degustationen bei meinen Marketingkollegen in der Migros Bern törnen mich grausam an. Erstens einmal darf man hemmungslos wichtig tun (Beispiel: «Diese Züpfe ist im Biss gut, aber schätzungsweise 32 Sekunden zu wenig lang gebacken. Und im Teig hat es eine Spur zuviel Hefe.»), zweitens wird man tatsächlich für wichtig genommen und, drittens, kann man sich, eine geschickte Degustations-Tarnung vorausgesetzt, gratis und franko verpflegen – unter dem Motto «Dieses Muster möchte ich sicherheitshalber noch dreimal probieren.» Mampf.»

Walter Stegmann, Molkerei-Boss bei der Migros Bern, und sein Kollege Niklaus Rohrbach laden zur Fondue-Degustation. Figugegl! Assiiert werden unsere beiden Milchmänner von Peter Moser und Hansueli Blum aus der Fromalp Zolli-

kofen, einer nicht unbedeutenden Lieferantin meiner Arbeitgeberin. Tatort: Die Versuchsküche des Werner Bühler, Connaisseur en bon fromage suisse und Leiter unserer Zentralküche in Schönbühl. Unter uns: Werner Bühler heisst laut Familienbüchlein eigentlich Werner Huber, weil ich aber seinen Namen von allem Anfang an nie behalten konnte, hat sich «Bühler» im Laufe der Jahre bestens etabliert.

Schätzungsweise zehn bis zwölf Kolleginnen und Kollegen haben sich knapp vor der Mittagszeit bei Kollega Bühler im vorübergehenden Fondue-Stübli eingefunden. Der Einstieg in die vier vorhandenen Caquelons beginnt mit einem gastronomischen GAU: Nirgends ist nämlich Weisswein zum Neutralisieren vorhanden. Geits no? Von wegen Figugegl! «Du sollst schliesslich nur die Käsefondues degustieren» lautet der aufmunternde Kommentar unseres nicht



genannt sein wollenden Kultusministers, Paul Niederhauser. E schöne Kolleg, das. Vier Käsesuppen steheñ zur Auswahl: A, B, C und, bravo, Sie haben richtig geraten, D. Jede anwesende Degustantin, jeder anwesende Degustant erhält einen vorgedruckten Fragebogen ausgehändig, weiters eine Handvoll Brotmöckli, Bleistift, Serviette und Gabel. A vos marques, prêts, partez!

«Mal ehrlich, hat es da überhaupt Käse drin?» will Emanuel Peter von Elisabeth Hänni bei Caquelon D wissen. Die Gute muss, weil selber ebenfalls unsicher, die Frage unbeantwortet lassen. Andreas Wyss, unser aller zwei Meter grosser Fleischspezialist, rümpft bei Emailpfanne A die Nase, derweil mein heimlicher Schwarm aus der Personalabteilung, Regula Lingel, sich bei B, ihrem charmannten Naturell entsprechend, sehr spontan gibt: «Uuuääää, isch das gruuuusig!» Telefonistin Vreni Griffone wiederum grenzt sich in ihrem typischen Bern-Ost-Dialekt vom Kreis selbsternannter Kritiker messerscharf ab: «Ich han eigentlech gär nöd gern Chäs.»

Weil ich mir, als Fondue-Banause, bei der Beurteilung unserer Nationalspeise und beim Ausfüllen des Fragebogens keine Blösse geben will, «spicke» ich, schreibe ab, wie seinerzeit bei der einen oder anderen Schulprobe (Heinz Gasser, mein Ex-Lehrer, heute in Burgdorf lebend, wird mir diese späte Lebensbeichte sicher zu verzeihen wissen). Bloss: Profi Niklaus Rohrbach hat seine Hausaufgaben anscheinend auch nicht gemacht: Seine Kreuzchen sind nämlich ganz, ganz merkwürdig angeordnet. «Ungenießbar» bedeutet für ihn offenbar «vorzüglich» – und umgekehrt. Anders ist sein Geschmack wirklich nicht interpretierbar. Eine Nachfrage bestätigt die soeben zu Papier gebrachte These: Er ist von der

Voraussetzung ausgegangen, «dass 10 das Geschmacksminimum und 1 das Maximum sei». Falsch, lieber Niklaus, ganz falsch, genau umgekehrt ist es. Der nachfolgende, gutgemeinte Tip verhilft ihm zum Aha-Erlebnis. Na also. Nume dr Borni frage.

Der geschmolzene Käse A ist, Maizena sei Undank, für meinen persönlichen Geschmack zu mehlig, B zu hell, C schmeckt wie Pfludi, D hingegen wie eingeschlafene Füsse. Beatrice Trachsel, Hartwaren-Managerin, will beim sorgfältigen Ausfüllen des Fragebogens wissen, wie sich «Konsistenz» exakt schreibt. Was, bitte schön, hat denn das mit Fondue zu tun? Nach 15 Minuten verlässt sie die Kraft: «Ich muss hier sofort raus, der Käsegeschmack bringt mich sonst um!» Spricht's, wirft die Serviette, hält sich die Hand vor den Mund und verschwindet. So öppis.

Halb eins, der Test geht zu Ende, einige meiner Kolleginnen und Kollegen sehen zwischenzeitlich selber merkwürdig käsig aus. Die meisten von ihnen werden wohl auf ihr reguläres Zmittag verzichten, so auch ich, nach, um im Schuljargon zu bleiben, (7A x 5B) x (8C x 6D). Merke: Nicht bloss Algebra, auch Fondue kann im Magen aufliegen. Rülps. Was ich übrigens nie herausgefunden habe, das ist, wann die wirklich feinen und gluschtigen Fondues, so wie sie in unseren Gestellen zu finden sind, degustiert wurden. Und von wem.

Hoppla, fast wäre es vergessen gegangen: Morgen steht eine ausgiebige Salami- und Rohessspeck-Degustation auf dem Programm.

X-MAS Shoppin' in New York



„So einmal im Jahr machen Bornhausers öppis wirklich Verrücktes. Anfang Dezember 1994 haben wir zum Beispiel Rollen getauscht: Papa nimmt eine Woche Ferien, um unsere beiden Kids zu hüten, derweil Monika sich mit ihrer Schwoscht und ihrem Vater auf Weihnachtsbummeltour begibt. Stilvoll, wenn schon. Nach Washington und New York, dank Günstigstbilligst-Flugangebot. Und wenn eine eine Reise tut, dann kann sie etwas erzählen. Papa aber auch.“

«Was? Hatte es bereits kein Regenerier-

salz mehr in der Abwaschmaschine?» wundert sich Monika am Vorabend ihrer Abreise, als sie das entsprechend leere Päckli zuoberst auf der Altpapierbeige sieht. «Regeneriersalz?» gucke ich dumm aus der Wäsche. «Es hatte kein Abwaschpulver mehr, Abwaschpulver habe ich nachgefüllt.» Falsch. «Jesses, wenn das bloss gut geht, nächste Woche mit Euch dreien», seufzt Monika vor sich hin.

Samstag morgen früh. Pädi und Papa besprechen den Menüplan für die nächsten Tage, derweil sich die beiden Ladies hübsch machen. Claudia für die 1. Klasse, Monika für die Economy. «Machs mau Löschi?» will Pädi wissen. «Wett wosch.» – «Es isch ganz eifach,» erklärt der kleine Mann, «muesch Hädöpfu näh, choche, schäle, mit de Laffle schabe (rennt in die Küche und holt die Raffel) u nächä id Pfanne tue. Nächstä nimmsch zwöi Tällel und machsch so (zeigt einen klassischen Röstiumsturz).» Alles klar. Nadisna komplettiert sich der väterliche Einkaufszettel. Zwei Stunden später, als die USA-Reisenden im Zug nach Kloten sitzen und Vater & Sohn im MM Shoppyländ umherirren, trëffe ich BZ-Redaktorin Agnes Hirschi. Schmunzelnd erkläre ich ihr a) mein Programm für die nächsten acht Tage und, b), meine wenig-beauschenden Kochkünste. «Wäre ich Sie,» lächelt sie mir mütterlich zu, «ich würde mich bei den Konserven und den Tiefkühlprodukten umsehen.» Guter Tip. Schon landet ein Beutel «Berner Rösti» bei Bo's im Einkaufswagen. Von wegen Raffel und Tellern.

Dienstag ist Grosskampftag. Will heissen: Grittibänze aus Tiefkühlfach nehmen, Kinder wecken, Betten und Lüften, 60-Grad-Wäsche in die Maschine, Zmorge machen, schauen, dass Kids anständig angezogen sind, Pädi für die Spielgruppe herrichten, Rucksäckli mit Inhalt auch, Claudia zur Schule schicken, Blumen giessen, Tobias (Freund des Hauses) und Pädi zur Spielgruppe begleiten, dann ab zu Coiffeur Peter Berset nach Bern, Zmittag einkaufen, Wäsche aufhängen, Fenster putzen, Zmittag kochen (während ein Journalist anruft, überlaufen die Salzkartoffeln), Tisch decken, den Kindern beim Nachhausekommen durchs geschlossene Küchenfenster schreien, sie sollen doch bitte ihre dreckigen Schuhe draussen ausziehen, Essen, Abwaschen, Staubsaugen, Lüften, Tee machen für Claudia, Claudia ins Kitu schicken (samt Tee), mit Pädi ins Muki-Turnen, Umziehen (nicht in der Damenkabine), Turnen, Umziehen, von Susanne (Freundin des Hauses) Töchterli Lea zum Hüten übernehmen, mit Pädi und Lea spielen, das umgekippte Büchergestell in Pädi's Zimmer samt Inhalt und ausgeleerter Blumenvase aufräumen, Lea abliefern, zuerst mit Claudia Hausaufgaben, dann Nacht machen (aufgetaute Grittibänze), Küchenboden aufnehmen, Pädi das operierte Auge für die Nacht verbinden, Kinder pfannenfertig machen und ins Bett bringen, x-mal sagen, dass jetzt «Ruhe!» ist, Weihnachtskarten schreiben, zum Schluss Derrick, Gasche und Rätz verfolgen. 10 vor 10 bin ich nudelfertig, kein Bürotag hat mich je so geschafft. «Hausfrauen-Dasein» ist Time-Management pur. Gibt es Kurse, wo man das lernen kann?

Vom Ego gepackt, rufe ich meine Mutter an und bitte sie, mir ein, zwei Rezepte ihrer einmaligen Weihnachtsguetzli zu schicken. Bereits am nächsten Tag irre

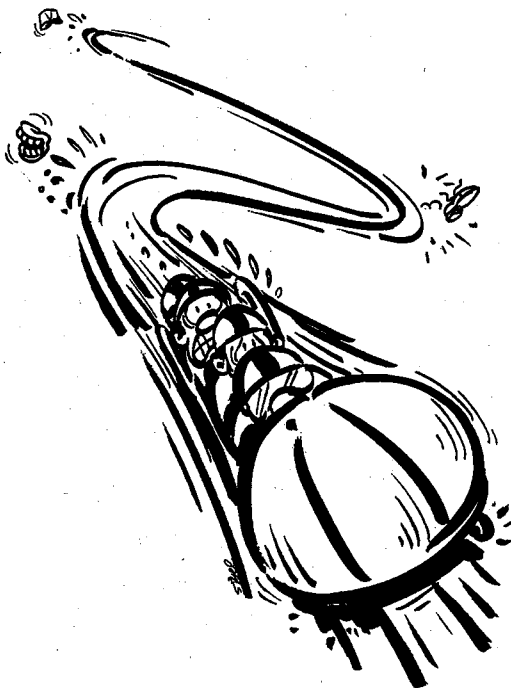
ich mit entsprechendem Einkaufszettel zielstrebig in der Migros Hinterkappelen umher – auf der gezielten Suche nach Backpulver, Vanillezucker, Schoggipulver, Glasur und so. Zu Hause wird stur nach Muettis Rezept gearbeitet. Mehl und Backpulver werden gesiebt und in der Schüssel zu einem Kranz auseinandergesogen. Später dann, mit 180 Gramm Butter und anderen gluschtigen Zutaten durchsetzt, wird der Teig geknetet (sofern er sich von den Fingern lösen lässt). Nach zwei Stunden «Kühlstellung» wird das Ding auf 3 mm Dicke plattgewalzt. Alles verläuft problemlos, bis zum Moment, als es gilt, mit den Ausstechförmli zuzuschlagen. Nirgends sind diese unentbehrlichen Werkzeuge vorweihnächtlicher Handwerkskunst zu finden, beim besten Willen nicht. In der Not wende ich mich vertrauensvoll an Pädi, damit er mir seine Förmli, die er jeweils beim «Lättle» braucht, überlässt. Ja, ja, lachen Sie nur... Hätten Sie etwa eine bessere Idee gehabt? Das Resultat lässt sich zum Schluss sehen (und essen): Die Guetzli sind eindeutig der Kategorie «geniessbar» zuzuordnen. Hoffentlich hat es noch welche, bis Monika nach Hause kommt.

Wenn ich es mir richtig überlege, so machen die Kinder es mir leicht, die vermeintliche Überlebenswoche zu überstehen. Verschiedentlich, wenn sie nicht gerade ihre Phasen der widerspenstigen Zähmung haben, helfen sie tatkräftig mit, mit viel gutem Willen. Und Claudia lässt sich sogar einmal zum Ausspruch hinreissen, «dass du nid immer darfsch ja säge, du muesch o mau chönne nei säge». Prima. Hiermit hast Du es schriftlich, Töchterli. Für alle Zeiten.

(Aus «Syggeso», 1995)

Horseshoe, Nash/Dixon, Sunny Corner, Shamrock

«In der 147. Kurzgeschichte dieser Serie von Realsatiren erleben Sie eine echte Innovation: Zum ersten Mal wird heute nämlich nicht Selbsterlebtes niedergeschrieben, sondern ein Abenteuer meines Bekannten Michel. Besagter Kollega erzählte uns kürzlich zu später Stunde etwa derart rassig von einer Bobfahrt, wie er sie vermutlich mit dem Gefährt im Eiskanal zwischen St. Moritz und Celerina zurückgelegt hat. Also: Wenn jetzt gleich von «ich» die Rede ist, dann erzählt Michel. »



«So zwischendurch, da bin ich ein richtiges Glücksvögel. Oder wie würden Sie jemanden betiteln, der eine Einladung für ein Bob-Weekend samt Übernachtung in einer Luxus-Suite mit eigenem Whirlpool und erstklassiger Verpflegung erhält? Äbe. Und weil ich weiss, was sich gehört und «comment» habe, sage ich zu – bevor es sich der generöse und spontane Gastgeber womöglich noch anders überlegt.

Treffpunkt Celerina. Wir sind ein Trüppchen von ungefähr 40 Leuten aus der ganzen Schweiz, die von einem bekannten Unternehmen die Bob-Jungfernfahrt spendiert erhalten. Les Romands kommen déjà très bien en forme aus der Rhätischen Bahn, nicht zuletzt dank Reiseleiter Pierre A. Feu. In kleinen Grüppchen marschieren wir in Richtung St. Moritz ab, der kanalisiert Natureisbahn entlang. Wie aus dem Nichts und ohne Vorwarnung tauchen die Bobsleighs jeweils auf und rasen mit einem Affenzahn an uns vorbei. Weil keine Zeitlupen-Wiederholungen geboten werden, bleibt unklar, wer da soeben vorbeigeblotcht ist. Ein erster sich Mut Machender murmelt, leicht bleich und mit unüberhörbar belegter Stimme etwas von «im Fernsehen sieht das nicht so steil und schnell aus». Auch ein professioneller Frauen-Vierer ist flott unterwegs, wenigstens bis zu einer überhängenden Kurve, wo der Bob dann schnurstracks in eine Art Dachrinne knallt, die Besatzung kurzerhand ausleert und einer sehr eigenwilligen und individuellen Schlittelpartie überlässt. Das ist too much für drei Kollegen. In St. Moritz angekommen, laufen sie schnurstracks in eine Beiz. Feiglinge.

Im Startraum geht es zu und her wie in einem Ameisenhaufen. Trotz scheinbarem Tohuwabohu ist jedoch alles perfekt durchorganisiert. Fast unangenehm schnell ist es soweit: Michel L. und Anton B. werden zur Abschussrampe gerufen – gleichzeitig blinken unsere Namen auf der Leuchttafel auf. Applaus der anwesenden Zuschauer. Unser Pilot, einer aus der grossen Torriani-Familie, nicht Vico, begrüsst seine beiden Taxifahrer, wie Bob-Neulinge unter Profis gehandelt werden, und verpasst uns Sturzhelme. Wenn das bloss gutgeht. Er stellt uns auch unseren Bremser vor, dessen Name mir aber, weil geistig bereits in anderen Sphären, sofort wieder entfällt. Torriani bittet uns beide in den blödsinnig niedrigen und schmalen Schlitten, auf die beiden mittleren Plätze. Als geneigter TV-Zuschauer ist mir plötzlich völlig unverständlich, wie es die Profis bei Welt- und anderen Meisterschaften schaffen, zu viert die grosse Zigarre anzustossen und, hopp, hopp, hopp, hopp, innert Sekundenbruchteilen, fast gleichzeitig zu bespringen. Anton B. und ich benötigen in der Tat über eine Minute, bis wir richtig einsitzen. Solange dauert üblicherweise eine ganze Profifahrt vom Start bis ins Ziel. Herrgott, ist das eng hier drinnen! Und unbequem. Und überhaupt: Was mache ich hier eigentlich? Da! Torriani greift mit den Händen zum Startbügel, der Bremser verwechselt seinen Job und wird zum Schieber in eigener Sache. Go!

Während den ersten zehn Sekunden hat man wunderbar Zeit, die verschneite Winterlandschaft zu bestaunen, exakt bis zur ersten Kurvenkombination, dann scheint eine unsichtbare Hand den Kopf auf die Knie zu drücken. Da Bob schüttelt u tätscht u macht u tuet. Selbst die monumentalste Achternbahn nimmt sich dagegen wie eine Kinderrutschbahn

aus. Der Magen samt Inhalt schleudert nonstop zwischen Kehlkopf und Phüdle hin und her. Eine der in der Überschrift erwähnten Kurven passieren wir mit über 120 Stundenkilometer und 4,8 g. Eine eng geflogene Kurve in einer FA-18 zeitigt in etwa die gleichen Zentrifugalkräfte. Prost. Zum Glück behält nicht bloss Herr Torriani die Nerven, sondern auch Herr Bremser. Wäre ich an vierter Position gesessen, unser Bob wäre ob meiner Desorientierung und meines Übelkeitszustandes erst kurz vor Chur zum Stillstand gekommen.

Nicht viel hätte gefehlt und der Bobwitz aller Bobwitze wäre auch bei mir Realität geworden: Kommt also einer zu seiner Bobtaufe. Während des Runs hört der Pilot den Taxigast plötzlich sagen: «Das war zu erwarten.» Zehn Sekunden später murmelt der Mann wieder vor sich hin: «Auch das habe ich erwartet.» Kurz vor dem Ziel dann die Feststellung: «Das hingegen hätte ich nicht erwartet.» Unten angelangt, fragt der Routinier den krei- debleichen Gast, was er damit gemeint habe. «Wissen Sie, in der ersten Kurve habe ich vor Angst in die Hosen gepinkelt, das war zu erwarten. In einer nächsten Kurve habe ich in die Hose gesch....., aber auch das war zu erwarten. Kurz vor dem Ziel hat es mir das alles in der letzten Kurve den Rücken hochgedrückt. Das allerdings hätte ich nicht erwartet.»

Thomas Bornhauser,
Protokollführer

Patrick Lindner

“*«Wir sind eine anständige Familie, bei uns zu Hause werden keine Beatles-Lieder abgespielt» hiesst es, Irrtum vorbehalten, anno 1964, als Onkel Otto mir zu Weihnachten mit der Single «Eight Days a Week» eine Freude machen will. Diesen elterlichen Fehltritt, das habe ich mir vor 30 Jahren geschworen, werde ich später einmal meinen Kindern gegenüber nicht wiederholen. Und so darf unsere Claudia anstandslos Patrick Lindner hören, wann immer sie will. Wenn ich nicht zu Hause bin.*”

So genau lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren, wann und wie genau Patrick Lindner sich Zugang in unser trautes Heim verschaffen konnte. Es war jedenfalls Monate vor dem Tag, als Steven Spielberg die Erde mit Sauriern überzogen hat. Mag durchaus sein, dass Claudia den Unglückseligen einmal bei ihrem Grossvater mütterlicherseits im Auto ab Kassette gehört und diese gleich mit ins Kinderzimmer genommen hat. Grossvater bestreitet diesen Tathergang allerdings energisch.

Stimmt, als Kulturverantwortlicher bei einem in dieser Sache nicht genannt sein wollenden Grossverteiler müsste ich musikalisch auf alle Seiten offen sein, aber Lindner, pardon, das ist einfach zuviel. Peter Reber, bitte schön, die Schürzenjäger, von mir aus, wägetmine o no «s' Guguseli» vom Peach Weber. Aber verschonen Sie mich von Lindner. «Gänseblümchen weinen nicht» heisst einer

seiner Knüller. Man stelle sich das einmal vor, «Gänseblümchen weinen nicht». Mittlerweile kann ich das Lied auswendig.

Es kommt nämlich vor, dass Familie B. sich mit dem Auto auf den Weg macht, oftmals zwei Stunden nonstop. Wer streitbare Kinder hat, der weiss, dass Fahrer und Beifahrerin in solchen Situationen nur zwei Möglichkeiten offenstehen: Entweder man gibt den Wünschen der lieben Kleinen klein bei, oder man riskiert eine zweistündige Zangerei samt Unfall. Meine Frau und ich bevorzugen Variante eins. Und das heisst zwei Stunden «Ruhe» mit Gesang ab Kassette von, exakt – Sie haben es erraten. «Ich hätt' Dich sowieso geküsst», «Anna-Lena» und «Die Sterne gehen nach Hause». Wunderbar.

Abends läuft am Schweizer TV «Die Reifeprüfung» mit Dustin Hoffmann und Anne Bancroft. Weil ich den Streifen schon x-mal gesehen habe (ihn aber nâch wie vor saugut finde), schalte ich zwischendurch auf andere Sender. Man weiss ja nie. Just als Benjamin Braddock zum allerersten Mal mit der anröchigen Mrs. Robinson (Simon & Garfunkel, das waren noch Sänger) ins Hotelbett gumpft, hopse ich per Fernbedienung fatalerweise auf SAT 1. Dort gibt Herr Lindner zufälligerweise zeitgleich seine «Anna-Lena, für Dich» zum allerbesten. Die laufende Videoaufnahme der Reifeprüfung wird sofort interruptiert und Lindner aufgezeichnet, für die bereits artig schlafende Claudia. Eh ja, Vater sein verpflichtet.

Einmal, als Claudia-Darling krank zu Hause darniederliegt, lächelt Lindner von

der Titelseite der «Glückspost». Horror. Ich will gerade am Kiosk vorbeilaufen, als sich das Gewissen meldet: «Du weisst doch genau, dass Claudia sich über dieses Heftli freuen würde, warum kaufst du es ihr nicht?» – «Spinntst du, Gewissen, was sollen die Leute von mir denken, 'Glückspost' und Lindner? Geits no?» – «Bitte sehr, aber das musst du selber mit dir ausmachen», verabschiedet sich die unhörbare Stimme. Und so schreite ich wie von einer unsichtbaren Kraft getrieben zu einem Kiosk im Hauptbahnhof, an welchem mich niemand kennt. Als kein Mensch weit und breit zu sehen ist, greife ich wortlos zur «Glückspost» und stecke sie der Angestellten unter die Nase: «Rollen bitte!» Ich setzte mich, mit roten Ohren, ins hinterste RBS-Abteil in Richtung Schönbühl. Erst als der Zug abfährt und mit Sicherheit feststeht,

dass sich ausser B. niemand im Wagen aufhält, entrolle ich die «Glückspost» und lese das Interview mit den (Zitat) «heissen Fragen» an Patrick Lindner, der vom Pfarrer eigentlich Friedrich Raab getauft wurde. Seine Antworten sind etwa so hochstehend und hintergründig wie seine Texte, aber lassen wir das. Das Schlimmste kommt nämlich erst noch: Lindner. Nach Bern. Live. Am 13. Dezember im Kursaal.

Ich werde Claudia zum Konzert begleiten. Meine Frau kommt mit. Schliesslich hat sie mir Treue geschworen, in guten wie in schlechten Zeiten.

(Aus «Sygseso», 1994)



«Inhaltsverzeichnis»

Vorolympisches aus Atlanta	2
«Maitre Girardet, j'ose vous demander le ketchup?»	4
«Wie chunnt dä dort ufe?»	6
Hesch e Frust? Denn muesch uf Rust!	8
ABBA	10
Vater im Zwielight	12
«Sorry, ain't got no money...»	14
Bürogummi als Verkaufskanone	16
Arme Armee	18
Eine Schwalbe macht noch keinen...	20
Spröde Haut? Versuchen Sie es mit Autopolitur!	22
HISTORY, MYSTORY (Part One)	24
MYSTORY, HISTORY (Part Two)	26
A Paris à velo on dépasse les autos...	28
Dividende: 21 Cents	30
Ds Hübscheli u ds Pouletbrüstli	32
Alte Liebe rostet nicht	34
Bo's Europa-ABC	36
Chapuisat & Co 15,27% besser als Deutsche und Italiener	38
Es ist nicht alles Geld, was glänzt...	40
Das Schiff	42
Wir Sandburgenbauer	44
Un ora per voi	46
Barlez-wuh français?	48
Cabaret Rotstift zu Wohlen	50
Ein Malör kommt selten allein...	52
Mmpgüüüggönggll...	54
L'Hôpital de Sierre	56
Air Force One	58
Eine Fahrt durch die offene Psychiatrie	60
«Papi, schämsch di nid, eso ume z'loufe?»	62
Figugegl!	64
X-MAS Shoppin' in New York	66
Horseshoe, Nash/Dixon, Sunny Corner	68
Patrick Lindner	70

In dieser Serie vom gleichen Autor bereits erschienen:

- «Churz vor em Ablösche»[®], 1992 (vergriffen)
- «Churz nach em Ablösche»[®], 1993 (vergriffen)
- «Sygseso»[®], 1994 (vergriffen)
- «Mynetwäge»[®], 1995

Und damit hat es sich im jährlichen Turnus. 1997 wird mit Sicherheit kein neues «Werk» erscheinen. 1998? Kommt Zeit, kommt Dings. Übrigens: Gewisse orthographische Tiefflieger (sprich: Druckfehler) sind «bewusst». Zum Beispiel «undsoweiterundsosford», «schauljstig», männ, Solidarietät oder ect...)

BESTENS
GEEIGNET
ALS FERIEN-
LEKTÜRE!

